

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Platz du jour	273
Belmath. Von Alfred Walther Heymel	287
Satze, der Fischer. Von J. E. Perez	291
Konjunktur. Von Kadon	296
Juristen als Bürgermeister. Von Häbel, Coos, Kanger	300

—
Nachdruck verboten.

—
Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1913.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—. Unter Kreuzband bezogen M. 5.55, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten oder direkt beim Verlag **Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3 a.** Fernspr. Lkw. 1734.

MANOLI

Neue Marken

Montebello 5 $\frac{1}{2}$ Optima 10 $\frac{1}{2}$

Hotel Esplanade

Berlin

Hamburg

Zwei der vornehmsten Hotels der Neuzeit.

Künstler-Klausur Carl Stallmann
Jägerstrasse 14. Pilsner Urquell.



Continental

bester

Pneumatic

von Tresckow

Königl. Kriminalkommissar a. D.

Zuverlässigste vertrauliche Ermittlungen und Beobachtungen jeder Art.
Berlin W. 9. Tel.: Amt Lützow, No. 6053. Potsdamerstr. 134 a.

ELJEN





Berlin, den 1. März 1913.

Plats du jour.

Rossija.

Rußland hat, um das Gefühl der nation alliée et amie nicht wunden zu scheuern, auf die Jahrhundertfeier des Franzosenkrieges verzichtet. Da nebenan aber laut, in wunderbar gemischter Erinnerung an 1813 und 1888, jubiliert wird, will auf der schwarzen Erde der Muschik, auf der Wolga der Flößer, will zwischen Nowaja Semlja und der Wüste Gobi das Gewimmel russischer Menschheit auch sein Volksfest haben. Drum befahl Nikolai Alexandrowitsch, die dreihundertjährige Regierung des Hauses Romanow zu feiern. Regirt es denn noch? Nein. Aber die Firma ist im Grundbuch russischer Geschichte niemals von Amtes wegen gelöscht worden; und da ihre Eintragung einst das sichtbarste Zeichen nationalen Widerstandes gegen die Fremdherrschaft geworden war, murrte kein Slavenherz über den Befehl zur Feier. „Sei uns Fürst“, hatten zu Rurik die Leute gesprochen, die ihn mit seinen zweien Brüdern ins Land riefen; „unsere Erde ist groß und reich, doch uns fehlt der gebietende Herr“. Die normannischen Waraeger aus Ruriks Stamm machten ihre Sache nicht schlecht; konnten aber den Sieg und die Tyrannis der Goldenen Horde lange nicht hindern und sind, bis auf zwei Zwans (den Dritten, der das Tatarenjoch brach, und den Vierten, der vom Weissen bis ans Kaspiische Meer das Reich einte, die Bojaren entmachtete und die Selbstherrschaft sicherte), vom rückschauenden Blick kaum zu unter-

scheiden. Alle, sagt Solowjew, „bewegen sich in dem selben Gedankenkreis und schreiten, ohne Leidenschaft, ohne individuelle Wesenszüge, langsam und vorsichtig, doch mit unbeugsamer Entschlossenheit vorwärts“. Dieser Schlag erhielt sich von Iwan Kalita, der um das Jahr 1330 den Namen des Großfürsten von Moskau annahm und den Bau des Kreml (tatarisches Wort, das Burg oder Festung bedeutet) begann, während der Regierung Wassiliß Iwanowitsch und Iwanß des Dritten, der sich Gossudar nannte und dem Reich das Adlerwappen der Griechenaiser gab, bis in die Tage Feodors Iwanowitsch, des letzten Sprossen aus Ruriks Mannesstamm. (Wie dieser weiche Sohn des Schrecklichen ausfah und, da der Tatarenhan mit seiner Horde gegen Moskau vorrückte, weinend die Frage himmelan sandte, warum gerade er in so harter Zeit zum Zaren erkürt sei, hat uns das Drama des Grafen Alexej Tolstoi gezeigt, das Stanislawskijs Künstlerisches Theater den Berlinern 1906 vorspielte.) Boris Godunow, der nicht nur in Puschkins Gedicht den schweren Druck der Monomachenkrone beseufzt, folgt dem liebenswürdigen Schwächling; die falschen Dmitrijs tauchen auf; Wassilij Schuiskiij hält sich drei Jahre lang auf dem Thron; das Volk fühlt sich herrlos, den Polen, die schon im Kreml sitzen, ausgeliefert. Moskau lodert in Flammen auf. Soll wieder der Fremdling herrschen? Nach Tataren und Normannen der Pole uns, der Erbfeind, knebeln? Zum ersten Mal verbündet das Nordslavenbewußtsein sich der griechischen Orthodogie. Der national-religiöse Aufstand erstrebt nicht politische Freiheit und sein Vorkämpfer, der Schlächter Minin aus Nischnij, ist kein wilder Demokrat. Michael Romanow (der junge Sohn des rostower Metropolitens Feodor Philaret), der am einundzwanzigsten Februar (nach dem Griechenkalender) 1613 zum Zaren gewählt wird, erbt die ungeschmälerte Macht der ersten Moskowiterfürsten, Hordenhane und oströmischen Palaeologen.

Das alte, dem Haus Rurik verschwägerte Bojarengeschlecht Romanow, das seinen frühesten Glanz dem Fremdenhaß dankte, wollte sich als Hüter des nationalen Wesens ins Vertrauen der Masse betten. „Nach den Eingewanderten, den Usurpatoren und gekrönten Feinden russischer Macht habt Ihr nun Herren Eures Blutes, die Eurer Sonderart Wahrer sein wollen und werden.“ Das klingt; verflingt aber rasch. Noch ist Rußland ein Asiaten-

gebild. Zwan der Vierte hat ihm ein Gesetzbuch und eine Landordnung gegeben, hat endlich sogar, hundert Jahre nach Gutenbergs Tod, die Einführung der Druckerkunst erlaubt. Doch dem kalten Orient tagt erst das Mittelalter; und die Hoffnung, ohne Europäerhilfe fertig zu werden, bleibt ein frommer Wahn. Michael Feodorowitsch muß Industrielle, Kaufleute, Drillmeister aus der Ferne rufen und mit Westeuropa Handelsverträge abschließen. Sein Sohn Alexej muß Morosows Bande durch tüchtige Werkleute aus Frankreich, Deutschland, der Schweiz ergänzen. Sophia kämpft mit den Polen gegen Osmans Schaar und zwingt die Ausrussenpartei auf die Knie. Und welche Helfer kiest Peter Alexejewitsch? Den Schotten Gordon, den Schweizer Lefort, den Holländer Zimmermann, den Franzosen Villebois. Die sind sauberer gepuht und manierterlicher als die Russen: also muß auch der Moskowiter den Bart scheeren, den Kasan abthun und sich an den Tabak gewöhnen. Als Peter aus Zaandam, aus britischen Fabriken und deutschen Werkstätten heimkehrt, bringt er einen Schwarm europäischer Techniker, Geschäftsmänner, Handwerker mit, der ihm beim Großreinemachen, beim Debarbarisiren (nach Leibnizens Wort) helfen soll. Was aus der Tatarennoth, aus der Erbschaft von Byzanz noch fortwährt, soll hurtig verschwinden. Der Bauer, der Bürger wird in neue Mittel gesteckt, die Frau entschleiert, aus Sümpfen dem Reich eine neue Hauptstadt hervorgezaubert und der Hofudar zieht das Priesterkleid der Ahnen aus und den Waffenrock westlicher Könige an. Peter der Große? Daß er Rußland mit Astatenmitteln europäisirt habe, hat schon Kosiamarow zugegeben. Daß die echt russische Familie Romanow ihre beste Leistung fremden Helfern verdankt, ist unbestreitbar. Obendrein war Peters Katharina, von der alles heute noch unter dem Namen Romanow Paradirende abstammt, eine Nordgermanin (die weder als Frau eines Schwedendragoners noch als Liebchen des emporgekommenen Bäckergehilfen Menschikow lesen und schreiben gelernt hat); regirten im Namen der Anna Zwanowna und Anna Leopoldowna die Deutschen Biron (Bühren), Münnich, Ostermann; stand Elisabeth Petrowna im Sinnenbann galanter Franzosen. Die zweite Katharina erst gab Rußland den Russen wieder; war aber in Stettin geboren und aus Anhalt-Zerbst ins Bett Peters des Dritten gekommen. Und ihr Peter Feodorowitsch war kein Romanow mehr.

Der letzte Mann des Bojarengeschlechtes war der zweite Peter Alexejewitsch, der 1730, am vorletzten Januartag, im Blatternfieber starb; die letzte Frau war Elisabeth, der am fünften Januar 1762 das Auge brach. Seitdem thront Holstein-Gottorp.

Wie lange noch? Mancher Ernsthafte meint, ein Sun-Nat-Sen würde in Rußland kein schwereres Spiel haben als in China (und in Witte morgen noch den Yuan-Shih-Kai finden, den die Kindheit einer so ungeheuer großen Republik braucht). Von Weitem siehts nicht bedrohlich aus. Der Wirthschaft ist's nie so gut gegangen; die Industrie konnte selbst in der Orientkriegszeit die Fülle der Aufträge nicht bewältigen und wird mit dem für den Marinebau bestimmten Gold bis an die tiefste Wurzel gedüngt. An politischer Schwierigkeit fehlt's freilich nicht. Der nach westlicher Mode lackirte Petersburger belächelt die Popenmehrheit der Gossudarstwenaja Duma; der moskowitzisch Empfindende spricht, in anderen Worten, noch einmal den Sinn der goethischen Warnung aus: „Für eine Nation ist nur Das gut, was aus ihrem eigenen Kern und ihrem allgemeinen Bedürfnis hervorgegangen ist, ohne Nachäffung einer anderen; denn was dem einen Volk auf einer gewissen Altersstufe eine wohlthätige Nahrung sein kann, Das erweist sich für ein anderes vielleicht als ein Gift.“ Wenn die liebe „Gesellschaft“ aber gute Einkunft hat und die Intellektuellen fette Weide finden, ist ein Umsturz in Friedenszeit unwahrscheinlich. Dennoch wird Nikolai Alexandrowitsch nicht mit entwölfter Stirn in die Kathedrale der Heiligen Mutter von Kasan schreiten. Sein einziger Sohn ist krank, ein Bluter, und wird, selbst wenn er heranwächst, kaum je regierungsfähig werden. Der nächste Agnat, des Kaisers Bruder Michael, ist, weil er eine nicht ebenbürtige Frau geheirathet und den Gossudar laut gehöhnt hat, aus dem Heer und dem Reich verbannt worden. Sein Recht auf den Thron wird dadurch nicht gemindert; denn das russische Volksempfinden schließt den wider die Standesfittte Vermählten nicht von der Erbfolge aus. Nach Michael käme Großfürst Kyrill Wladimirowitsch. Der hat nichts zu hoffen. Erstens weht vom Wipfel des Stammes langst ein küßler Wind auf den Zweig Wladimir herab; zweitens war die Mecklenburgerin Maria noch nicht zum orthodoxen Griechenglauben übergetreten, als sie Kyrill gebar: und der Zarewitsch muß das Kind rechtgläubiger Eltern sein; drittens hat dieser Sohn

Wladimir's Alexandrowitsch seine Base geheirathet und seine Söhne wären, weil sie aus einer Ehe von Geschwisterkindern stammen, nach frommem Russenbrauch nicht erbberichtig. Den Töchtern des Zaren ist der Weg auf den Thron gesperrt. Paul Petrowitsch, der seine auch in der Erzieherstrenge ausschweifende Mutter Katharina mit der ganzen Inbrunst seines kranken Hirnes haßte, hat am Ende des achtzehnten Jahrhunderts den Frauen die Thronfolgefähigkeit abgesprochen. Darf Nikolai Alexandrowitsch dieses Hausgesetz aufheben? Der Justizminister hat auf die Frage des bekümmerten Zaren geantwortet: Ja; Deine Selbstherrschergewalt ist, Väterchen, durch Oktoberdekret und Verfassung nicht geschmälert worden und Du kannst jeden Beschluß umstoßen, den vor Dir ein Autokrat gefaßt hat. Damals entstand der Plan, Nikolai's ältesten Tochter die Möglichkeit der Thronfolge schnell zu sichern und diese siebenzehnjährige Olga dem Großfürsten Dmitrij Pawlowitsch zu vermählen, dem Sohn der Griechenprinzessin Alexandra, den, nach dem (freiwilligen) Tod seiner Mutter, die heftige Frau des Großfürsten Sergius erzogen hat. Dmitrij's Erkrankung durchkreuzte den Plan. Und der Ufaß, durch den Kaiser Paul den Weibern das Thronrecht nahm, ist durch einen sichtbaren Akt des Selbstherrschers noch nicht entkräftet. Ein Streit zwischen Alegej Nikolajewitsch (oder seiner Schwester Olga) und Michael Alexandrowitsch könnte der Dynastie auf morschem, schwach gestüttem Sitz fast so gefährlich werden wie ein ungünstig ausgehender Krieg.

Den wird Nikolai's sanfter Sinn meiden, so lange er's irgend vermag; und so lange er auf Kofowzew hört. Kann Holstein-Gottorp dem Reussenreich die Herrschaft über die Mongolen bescheren, aus deren Joch ein Romanow es befreit hat, dann preßt der Monomachenreif den gesalbten Scheitel für's Erste nicht mehr in so harte Klammer. Dann rafft der von stämmigeren Vettern so oft bespöttelte Nika sich vielleicht zu dem Entschluß auf, alle Kraftbleibsel an das (für Rußlands europäische Politik wichtigste) Werk der Polenversöhnung zu setzen. Immerhin ist zu bedenken, daß der Panславismus nie in solche Versuchung geführt ward, nie so dicht vor dem Triumph seines Wollens stand wie seit dem Südslavensieg. Daß der Volksrausch, die wogende Hoffnung, die vom Herzen ins Hirn Rußlands steigt, den Kaiser zwingt, vor dem Ohr der rechtgläubigen Gemeinde sich zu dem Gedanken der allslawischen

Bruderschaft zu bekennen. Daß er, trotz Potsdam und Baltisfij-Port, mit nie erschautem Eifer das Haupt des Lothringers Poincaré kränzt; ihn seines „freundschaftlichen Gefühles“, seiner Anhänglichkeit versichert und das franko-russische Bündniß im Bild völliger Einheit („union étroite“) sieht. Dummköpfe und Kriecher mögen auch nach solchem Vorgang noch von deutsch-russischer Intimität schwätzen und das alberne Modewort „Entspannung“ früh und spät einspeicheln. Wache verführt ihr kindisches oder infames Geplärr, auch wenns aus betitelten Schädeln sickert, heute nicht mehr. Die wissen, daß wir auf den Höhen und in den Tiefen der Russenwelt vergebens um Liebe würben. Nicht nur die Grenztruppen: auch die Kaufmannskammern des Zarenreiches sind in diesem Winter des Mißvergnügens gegen Deutschland mobil gemacht worden. Der „Westnik Finansow“, das Organ des russischen Handelsministers, hat an die Kammern und an Privatfirmen ein Rundschreiben geschickt, das mit den Sätzen beginnt: „Im Hinblick auf die bevorstehende Revision unseres Handelsvertrages mit Deutschland scheint es nothwendig, den Einfluß zu zeigen, den die Organisation des deutschen Handels innerhalb der Grenzen Rußlands auf den russisch-deutschen Waarenaustausch gehabt hat; also zu zeigen, welche Mittel die deutschen Exporteure angewandt haben, um ihren Fabrikaten in Rußland eine weitere Verbreitung zu schaffen. Zu diesem Zweck gestatten wir uns, Ihnen einen Fragebogen beizulegen und von Ihrer Liebenswürdigkeit zu erbitten, daß Sie über jeden Punkt bis zum ersten Februar Auskunft geben.“ Verschwiegenheit wird zugesichert; die Antworten sind nur für die Geheimakten der Unterhändler bestimmt. Allerliebste aber die Fragen. „Hat sich in den letzten zehn Jahren die Zahl der deutschen Handelsreisenden erhöht? Welche Wesenszüge unterscheiden sie, ihre Fachbildung, Methode und Handlungstechnik, von dem russischen Reisenden? Wächst die Ziffer der deutschen Importhäuser? Verdrängen sie auch solide russische Firmen? Senden sie Muster und Kataloge nach Rußland und suchen in direkten Verkehr mit dem Konsumenten zu kommen? Auf welchen Gebieten war der Versuch deutscher Firmen zu verzeichnen, in Rußland Boden zu erwerben, Fabriken und Aktiengesellschaften zu gründen und die Naturalisation ihrer Unternehmungen zu erreichen? Wann und wodurch ist das Einfuhr- und Ausfuhrgeschäft deutscher Firmen von den deutschen Konsuln begünstigt worden?“

Giebt es außer dem Zolltarif noch Mittel zur Hemmung der deutschen Einfuhr? Welche Konkurrenzkniffe wenden die deutschen Firmen an, um ihrer Waare in Rußland Absatz zu schaffen? Aus Inhalt und Form des Rundschreibens ist der Wunsch erkennbar, dem deutschen Industriellen und Händler das Leben in Rußland zu erleichtern. Dieser Wunsch langt über das Trachten der Franzosen hinaus, deutsche Waare als made in Germany, nicht als Heimathzeugniß, angeboten zu sehen. Nach Alledem scheint mir eine etwas steifere Haltung rathsam. Die Gratulantenhaft der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung wäre, auch wenn sie sich nicht um zwölf Tage verfrüht hätte, unzeitgemäß gewesen. Rußland mag jubiliren. Wir wollen nicht vergessen, daß am sechsten Februar ein Vierteljahrhundert verstrichen war, seit Deutschlands Kanzler über die Ostgrenze rief: „Um Liebe werben wir nicht mehr. Wir drängen uns nicht auf. Wir haben die Wiederherstellung des alten Vertrauensverhältnisses versucht. Aber wir laufen Niemand nach.“

Militaria.

Bismarcks Februarrede schloß der bescheiden stolze Satz: „Wer den Frieden bricht, wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandliebe, welche 1813 die gesammte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgezogenen Preußen unter die Fahnen rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist und daß Derjenige, welcher die deutsche Nation irgendwie angreift, sie einheilloch bewaffnet finden wird und jeden Wehrmann mit dem festen Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein!“ Und die Begründung des Gesehentwurfes, den diese Rede empfahl, enthielt die Sätze: „Im Hinblick auf die außerhalb Deutschlands geschaffenen Verhältnisse wird sich das deutsche Volk der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß seine Kriegsmacht der Größe des Reiches und der Zahl seiner Bevölkerung nicht mehr entspricht. Hinzu kommt, daß das Reich nach seiner geographischen Lage dem gleichzeitigen Angriff starker Heere auf zwei Fronten ausgesetzt ist. Dieser Bedrohung gegenüber fehlt das feste Fundament für die Existenz und die Fortentwicklung Deutschlands; seine Sicherheit hängt von seiner Stärke ab: und diese muß größer sein, als sie zur Zeit ist. Solchem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, ist der Zweck des vorliegenden Gesehentwurfes; es bedarf zu seiner Verwirklichung wohl nur des Appells

an den Patriotismus des deutschen Volkes, welches das Vaterland, nachdem es geeint, auch ungeschmälert erhalten wissen will.“ Das wird jezt, vor und nach Ostern, wieder passen. Wenn nicht etwa abermals Fliedwerk bereitet wird. Das muß mit jedem erlangbaren Mittel verhütet werden. Kein Sachkundiger darf zaghaftschweigen. Horchet, zunächst, dem Weckruf eines Artilleristen.

„Was wir begehren? Eine neue, den modernsten technischen Errungenschaften entsprechende Feldkanone? Gebogene Schußschiße, wie die Franzosen sie haben und wie sie seit Jahresfrist bei unserer Haubitze eingeführt sind? Einen praktischen Beobachtungswagen statt des uns vor drei Jahren bescherten wackeligen Klettergerüsts? Ausreichende Bespannung für Batterie, Staffel und Munitionskolonnen? Ja; auch das Alles fordern wir, fordern Hunderte von deutschen Artillerieoffizieren. Aber davon soll hier nicht die Rede sein. Eine andere Wunde sei hier aufgedeckt (denn einmal, früher oder später, muß es ja doch geschehen), eine Wunde, an die der Herausgeber dieser Zeitschrift vor wenigen Wochen mit leiser, vorsichtiger Hand gerührt hat. „Die Artillerie, deren Werth für den Kriegsfall heute doch kaum überschätzt werden kann, glaubt sich ein Bißchen zurückgesetzt; nicht nur, weil keiner der sechs Kaisersöhne ihren Rock trägt.“ Das war am ersten Februar 1913 hier zu lesen. Den Finger drauf und einmal alle falsche Scham bei Seite! Hier habt Ihr, was wir fordern: mehr Ansehen für unsere Waffe! Möchte der Ruf nicht ungehört verhallen!

Es würde zu weit führen, wollte man hier untersuchen, weshalb die Artillerie, in den meisten anderen Ländern die bevorzugte, weitaus angesehenste Truppe, das Stiefkind der preussischen Armee ist. Nur der Thatstandsstand von heute sei an dieser Stelle in aller Kürze skizziert. Kein Prinz des königlichen Hauses ist Artillerist. (Man vergleiche damit den Zustand in Bayern!) Kein Sproß des hohen Adels tritt in unsere Reihen ein, wenn ihn nicht ganz besondere familiäre oder pekuniäre Verhältnisse dazu zwingen. („Wos Artillerie... Nu ja“, sagt, die Sachlage trefflich charakterisierend, eine Halbweltldame bei Fontane.) Sehr selten nur bringt's ein Artillerist zum Corpsgeneral. Dabei haben wir die tüchtigsten, intelligentesten Offiziere der Armee, sind wir die Truppe, die, der Noth gehorchend, weniger einseitig und viel intensiver arbeitet als jede andere. Weshalb dies Mißverhältniß zwischen Leistung und äußerem Ansehen? Wollt Ihr, daß im Krieg die:

„ultima ratio regis“ sich bewähre, so sorgt, daß auch schon im Frieden ihrem Mähen die verdiente Anerkennung werde! Der heutige Zustand ist unhaltbar und kann, wenn die Abhilfe ausbleibt, ein débâcle zur Folge haben; denn unverdiente Zurücksetzung muß auf die Dauer die soldatische Dienstfreudigkeit lähmen und die Tüchtigkeit der Truppe mindern. Gieb unserer Waffe, Kaiser und König, das Ansehen, das ihr gebührt! Mehr Achtung: wir fordern sie im Interesse des Vaterlandes.

Wir begehren einen Platz an der Sonne kriegsherrlicher Gunst. Zu lange schon froren wir im Schatten. Haben wir solche Behandlung verdient? Der kommende Krieg wird die Antwort darauf geben. Wir sind überzeugt: noch wird die Waffe sich bewähren. Noch hat die Nation durch die Zurücksetzung der Artillerie keinen Schaden genommen. Aber eine Umkehr der Meinungen und eine Nachholung des Versäumten ist dringend nöthig; und jeder Aufschub bedeutet Gefahr. In diesem Jubiläumsjahr sollte ein gründlicher Wandel in der hier angedeuteten Richtung einsetzten. Einen Hohenzollernprinzen möchten wir unterm Kugelhelm sehen, möchten unseren fähigsten Köpfen den Weg bis in die höchsten Ehrenstellen der Armee offen wissen. Das ganze Ansehensniveau der Waffe wollen wir gehoben sehen.

Und warum sind wir noch immer in rein äußerlicher Hinsicht zurückgesetzt? Warum fehlt den Linientregimentern der fahrenden Feldartillerie zur „grande tenue“ der Helmbusch? In militärischen Fachblättern wurde die Verleihung dieser uns grundlos vorenthaltenen Paradezier schon gefordert. Wir begehren sie als äußeres Zeichen kriegsherrlicher Huld, die uns zu lange schon versagt blieb. Der große Nationalgedenntag im März oder der Tag des Regierungsjubiläums wären passende Zeitpunkte. Eine lächerliche Bagatelle, ein äußerlicher Tand? Meinetwegen. Ein Tand aber, dessen Fehlen von manchem guten preußischen Artilleristen, der mit Stolz sein Kriegerkleid trägt, unangenehm vermerkt wird; eine Bagatelle, deren Mangel uns an nationalen Festtagen zu einer Truppe zweiten Ranges erniedert. Nicht die Schlechtesten unter uns sind es, die diesen Tand, diese Bagatelle vermissen. Die äußere Gleichstellung mit den anderen berittenen Truppen darf uns nicht länger vorenthalten werden. Wir haben mehr Intelligenz in unseren Reihen als die Andern, können und wollen deshalb aber doch nicht auf den kriegerischen Prunk verzichten, der so tief im

Wesen des Militarismus begründet ist. Gebt unserer Truppe ein Ehrenfeld, damit wir uns künftig mit noch größerem Stolz als bisher Artilleristen nennen können!“

Daß im Krieg fortan die Entscheidung von der Artillerie kommen wird, hat in diesen Tagen auch Feldmarschall Colmar von der Goltz als seine Ueberzeugung ausgesprochen. Gebt der Hauptwaffe, was ihr gebührt. Die Herren von Heeringen, von Lyncker, von Moltke sind verpflichtet, gerechte Wünsche ihrer Kameraden dem Kriegsherrn vorzutragen. *Suum cuique!* Ist die Adlerlosung nur noch ein leeres Wappenwort? Auch im Uebrigen: knickt nicht wieder. Schon wird erzählt, der Große Generalstab habe nicht alle Forderungen, die er für unaufschiebbar hält, durchzusetzen vermocht. Gegen solches Geraun helfen Dementis nicht; daß „alle maßgebenden Stellen in schönster Harmonie sind“, ist uns allzu oft vorgeflötet worden. Wenn die Teller abgetragen waren, hörte man andere Töne. Kann oder will General von Moltke nicht, als Kommissar der Verbündeten Regierungen, im Reichstag, öffentlich, reden, dann muß Herr von Heydebrand oder ein anderer Angstloser vom Kanzler unzweideutige Antwort auf die Frage erbitten, ob dem Generalstab irgendwie Beträchtliches, aus Knauerei oder aus blöder Furcht vor dem Unwillen der Gegner, abgefeilscht worden ist. Die Nation, die ihre Wehr mit einem Jahresaufwand von fast zweitausend Millionen Mark bezahlen will, darf die Gewißheit fordern, daß nun nichts mehr vertrödelt oder vernickt werde. Geschüh und Geschohz gelten als gut. Für die neue Infanterieschußwaffe ist vorgesorgt. Wie stehts um das Sanitätswesen? Wirds auch nach ungeheuren Schlachtverlusten an Baracken, chirurgisch geschulten Ärzten und tüchtigem Pflegerpersonal nicht fehlen? Auf den Walsstätten der Bulgaren und Montenegriner soll es grausig aussehen. Oesterreichische Ärzte berichten, mit den meisten Pflegerinnen sei nichts anzufangen gewesen; fleidsame Schwestertracht, kokette Häubchen, aber keine Übung im schwierigen Krankendienst. Wie Verwundete anzufassen, zu betten, zu verbinden, zu nähren sind: Das lernt sich nicht zwischen Thee und Abendbrot. Jeder rüstigen Frau muß die Möglichkeit der Ausbildung und (nicht wahr, Psychologen?) Auszeichnung geboten, muß, Tag vor Tag, eingehämmert werden, daß ihr Mann, Bruder, Bräutigam, Sohn vielleicht unter plumphen Händen ächzen wird, wenn nicht Alldeuschlands Weibheit die Samariterpflicht

fanst und flink üben lernt; daß solche Frauenbewegung wichtiger ist als eine nach Wahlrecht und Titelpuß haschende und würdiger als das Kränzchengeslemt für den lieblichen Frieden.

Zum ersten Mal hat in Preußens und des jungen Reiches Geschichte der Volkswille den Regirenden den Entschluß zur Landheeresstärkung abgerungen. Sie hätte im Herbst 1911 mit einem Schlag uns aus unbequemer Lage geholfen und noch im Herbst 1912 uns die Rückwirkung neuer Unruhe erspart. Vorbei. Jetzt darf weder gestümpert noch auf Irrgängen mit der Steuerwünschelruthe Zeit versäumt werden. „Keine Ausgabe ohne Deckung“: ein hübsches Ressortsprüchlein für den Alltag. Der selbe Herr Wermuth, der in Umlauf setzte (um seinem von Stengel und Sadowhinabgedrückten Amt in neuen Schreckensnimbus zu helfen), würde sich als Kanzler die Berufung darauf eben so heftig verbitten, wie er als Schatzsekretär den Hinweis auf die Geldforderungen verbat, die er aus dem Reichsamt des Innern auf den Wilhelmöplaz geschickt hatte. Der Konkursverwalter muß so denken; der Geschäftsführer eines starken und in seiner Schöpferstärke gefährdeten Staates darfs nicht. Ob das Deutsche Reich, weil es neue Parteienwirrnis scheut, fürs Erste hundertfünfzig Millionen durch Anleihe herbeischafft, ist, wo sichs um Nothwehr handelt, schließlich einerlei. Ceterum censeo, wie in den Wehen der unzulänglichen Finanzreform: Besteuert jede Rechnung jedes Schusters, Schänken, Schneiders, Gastwirthes, Waarenhauses, Doktors, Handwerkers etc. pp. Ein Hunderstel von der Mark brächte schon Riesensummen; diese Steuer wäre dem Vermisten kaum fühlbar und, da der Besitzende am Meisten ausgiebt, als Besitzsteuer zu plakatiren. Ungemein wichtig wird der Ton der Debatte. Kein Gefuchtel und kein Geschrei. Daß Herr Poincaré in seiner Präsidialbotschaft die Wörter „défi“ und „humiliation“ angewandt hat, darf uns nicht bekümmern; Frankreich hat das Recht und die Pflicht, sich vor Herausforderung und Demüthigung zu schützen. Sagt nicht, wie Zeitungsrüpel, daß die Republik in Angst schlottere; der Versuch, durch längere Dienstzeit die Kleinheit der Kopfzahl auszugleichen, ward nicht von Memmensorge empfohlen. Zetert auch nicht, weil Herr Delcassé als Botschafter nach Petersburg geht. Er haßt die Deutschen und möchte sie im Mörser seines Zornes zu Asche zerstampfen? Dummer Klatsch; ein nicht nur vom amtlichen Zeugniß des Fürsten Radolin widerlegtes Märchen. Als

fast allmächtiger Minister und Freund Loubets hat Delcassé zweimal das Angebot britischer Waffenhilfe abgelehnt. Und seit ihm Rouviers' Neid stürzte, hat er sich in würdige Ruhe verschanzt. Nie ein gegen uns deutbares Wort gesprochen; nach dem Panthersprung fühle Zurückhaltung empfohlen und den Eifernden von dem Plan abgerathen, Kriegsschiffe nach Agadir zu schicken. Daß er vor neun Jahren den franko-britischen Vertrag über Egypten und Marokko zwar, vor der Veröffentlichung, dem Kaiserlichen Botschafter am Quai d'Orsay zeigte, aber nicht in der Wilhelmstraße vorlegen ließ, ist am Ende doch keine unverjährbare Todsünde. Und daß er, nach Faschoda, eine Vertrauensgemeinschaft mit Deutschland wollte, ist erweislich. Jetzt wäre er, vielleicht noch vor Ostern, der Nachfolger Briand's geworden, der sich als kingmaker, als Regisseur der Präsidentenwahl, neue Feinde zu den alten erworben hat. Das Wehrgesetz, das dem Deutschen Reich einen Friedenspräsenzstand von fast neunhunderttausend Mann sichern soll, hat drüben das Ministerium gefestigt und den Wunsch entbunden, Frankreichs Interesse am Zarenhof durch Delcassé vertreten zu sehen. Er geht nach Petersburg, wie Tswolkij nach Paris ging: um Strategie und Taktik nicht aus trüber Nebelferne, nach schwer zu kontrollirender Berichterstattung, zu leiten. Er wird für die rasche Stärkung und Bereitschaft der russischen Wehrkraft (Heer und Marine) wirken; mit dem Grafen Thurn, Oesterreichs artigsten Plauderdiplomaten, anbindeln; Herrn Kokowzew beweisen, daß alle Türkengläubiger (vornan also die Franzosen) von den Balkanstaaten bündigen Verzicht auf den Ersatz der Kriegskosten fordern müssen; und das Hauptziel seines stillen Strebens wird sein, die südslavische Kernmacht den Westmächten, den Dirigenten des Europäerkonzertes, noch enger zu befreunden. Das kann, da im Westen demokratische Einrichtungen zu bewundern und große Anleihen aufzunehmen sind, um so leichter sein, als Deutschland, offiziell und offiziös, in Parlament und Presse, den Siegern kein freundliches Wörtchen gegönnt hat; und mit solcher Quadruple-Entente müßte auch der mächtigste Militärstaat behutsam verfahren. Wir sollten, statt Herrn Delcassé zu höhnen und zu schelten, gewissenhaft erwägen, ob wir selbst an der Newa noch richtig vertreten sind, und den klugen und fleißigen Mann, wenn er nach Berlin kommt, mit der höflichsten Allüre empfangen. Glaubet doch, liebe Mitbürger, nicht an die „Entspannung“, von der jeder Handwurst jetzt sein

Narrenverschen singt! Die Spannung ist straffer als je und die schlimmste Schwierigkeit beginnt erst, wenn in Südost der Friede geschlossen ist. Herr von Jagow mächte die Mandatare des Reichstages und der Presse (auch die von der röthesten Farbe, versteht sich) ins Auswärtige Amt laden und sie begreifen lehren, welchen Schaden jedes unbedachte Wort für und wider die Wehrvorlage stiften kann. Die Aufgabe ist: den Argwohn der nervösen Europa, der uns die Absicht auf grundlose Ueberrumpelung zutraut, zu enturzeln und die Nachbarn zu überzeugen, daß die neue Rüstung dem Nationalbesitz angemessen ist, den sie schirmen soll.

Cadinen.

Am zwölften Februar hielt der Kaiser im Deutschen Landwirthschaftsraath einen Vortrag über sein Gut Cadinen. Umfang und Ertrag der Meliorationen, Ernteziffern, Viehbestand: Alles wurde vom Blatt abgelesen; auch einiges Scherzhafte über den Zebubullen und seine Kälberfamilie. Der sachverständige Hörer, sogar der lesende Laie mußte sich sagen: Diesen Angaben fehlt jede Beweisraft, jede typische Bedeutung; was ein Kaiser und König, dessen Privatvermögen zwischen sechzig und achtzig Millionen Mark beträgt, an sein Gut wenden will, steht in seinem Belieben; er kann sich einen Zoologischen Garten und jegliche Kurzweil leisten; seine Agrarerfolge sind für den Durchschnitt deutscher Landwirthschaft nicht wichtiger als die der eben so reichen Herren Mosse und von Friedlaender-Fuld; erweisen auch, leider, nicht die Behauptung, daß Deutschlands Boden Deutschlands Volk „in alle Zukunft“ ernähren könne. (Wäre sie erwiesen, dann brauchten wir weder Halm- noch Hackfrucht, weder Vieh noch Futter aus der Fremde; dann aber nähme uns Rußland gewiß kein Gewerbeprodukt mehr ab). Besonders auffällig waren zwei Sätze. Erste: „Mit einem Theil des lebenden Inventars will ich demnächst ein Vorwerk besetzen, um so mehr, als ich meinen Pächter rausgeschmissen habe, der nichts mehr taugte, und das ich in eigene Regie übernehmen will.“ Zweite: „Ich bin etwas eitel und stolz darauf, daß mir gelungen ist, den pettkuser Roggen in diese Gegend von Westpreußen einzuführen. Er war dort total unbekannt. Im Herbst haben die Leute (eine ganze Menge Landwirthe) sich vor meiner Scheune um diesen Roggen geschlagen. Ich habe ein ausgezeichnetes Geschäft bei dem Verkauf gemacht und alle Theile sind außer-

ordentlich zufrieden.“ Die Mitglieder des Landwirthschaftsraaths spendeten „lebhaften“, „heiteren“, „stürmischen“ Beifall; „der Kaiser stand auf und dankte mit einer Verbeugung.“ Der Beifallsturm braust über die gar nicht heiter stimmende Thatsache hinweg, daß der Kaiser und König einen deutschen Landwirth, der gegen ihn wehrlos ist, öffentlich als untüchtig verruft und erzählt, er habe in Mißwachszeit benachbarten Gutsbesitzern mit großem Nutzen Saatgut verkauft. Wenn diese Angaben richtig gewesen wären: dem ernstesten Monarchisten hätten sie keinen Grund zu heller Freude geboten. Sie waren nicht richtig. Herr Hellmuth Sohst, der das Rittergut Rehberg, den größten Theil des guten cadiner Bodens, seit 1898 in Pacht hat (sein Vater saß schon siebenzehn Jahre in diesem Pachtrecht), ist nicht „rausgeschmissen“ worden und gilt den Berufsgenossen als ein ungewöhnlich tüchtiger Landwirth. Der Landwirthschaftliche Verein Elbing rühmt „seinen vorzüglichen Charakter und seine gediegenen Kenntnisse“ und bescheinigt einstimmig, daß er Rehberg „unter schwierigen Verhältnissen mit Geschick und Erfolg bewirthschaftet“ habe. Der Landwirthschaftliche Verein Lenzen, in dessen Bezirk Cadinen-Rehberg liegt, sagt: „Kein anderer Landwirth kann es besser machen als Sohst, der ein außerordentlich fleißiger und tüchtiger Mann ist und dessen Name weit über den Vereinsbezirk hinaus einen guten Klang hat.“ Die Ziffern, die Wilhelm im Herrenhaus über den Viehbestand, den Fettgehalt der cadiner Milch und Aehnliches vorlas, sind „vollständig falsch“ und werden (heißt) von den Kennern belächelt. Den pettkuser Roggen hat nicht der Kaiser, sondern, vor neunzehn Jahren, ein Oberinspektor des Herrn von Ehdorf, der jetzt Geheimrath und Generalbevollmächtigter für Cadinen ist, in Westpreußen eingeführt. Seitdem kennt ihn jeder Bauer und „der kleinste Besitzer hat ihn schon lange angebaut“. In Lenzen war nicht ein einziger Landwirth zu ermitteln, der in Cadinen solchen Roggen gekauft, nicht einer, der von solchem Kauf je gehört hat. „Den Ohrenbläsern, die in so schamloser Weise Seiner Majestät grundfalsche, erlogene Angaben gemacht haben, muß endlich mal der Mund gestopft werden.“ Ein Hauptmann sagt's. Das Urtheil über den Pächter wird der Kaiser gern, „mit allen thatsächlichen Feststellungen“, aufheben. Entsetzt aber wohl sich selbst und die Nächsten fragen, wie oft er, in einem Vierteljahrhundert, belogen ward.

Heimath.

(Ich widme diesen Cyclus der Stadt Bremen.)

Eingang.

Sag der Held im Liebesbann bei den Zauberfrau,
 Schien der Heimath ganz entrückt, hab er an, zu schaun,
 Hingenommen und verzückt, nach dem Küsteneuch
 Seines Eilands, meilenfern; und so spähn wir auch,
 Lechzend nach der Heimkehr aus, die ein Dämon wehret,
 Tag und Tag nach unserer Stadt, unserem Land und Herd.

Die Klage.

Als Dein Name plötzlich fiel, war ich so bewegt,
 Wie ein Schiff vom Seitenwind; Alles war erregt,
 Der Erinnerung dunkles Meer, auch der Horizont,
 Hoffnung war wie Wolkenflucht, halb und schräg durchsonnt.
 Wurde da der Wind zum Sturm, riß mich wilder fort,
 Warf mich hart an Deinen Strand mit zerbrochenem Bord.
 Wie ein Schiff auf Klippen rennt, so mein Herz zu Dir,
 Selsen Du und ich ein Boot. Ruhe Du, ich Gier,
 Unrast, Willkür, Wuth und Leid, Wanderstrom und Wind,
 Heimathloser Sturm auf See, Mutter Du und Kind.
 Ein Gelobtes Land bist Du, ein Kometenlicht;
 Bist mir Leuchte, Weg und Ziel, Urtheil und Gericht.

Nun Dein Bildniß vor mir stand, wußt ich keinen Rath,
 Thräne brach durchs Augenlid, es zerbrach die That.
 Wieder irrte ich nur durchs Holz, ich erklimm die Wand
 Des Geklüftes trotz der Sucht nach dem ebenen Land.
 Du mein frohes Weideland, goldenes Aehrenfeld,
 Augenansruh unbegrenzt, weite, runde Welt.
 Rothe, helle Halde Du, wie Dein Reiz mich rief:
 Satte Luft von Feuchte schwer, Schatten dunkel, tief,
 Tief wie blaues Augenrund unter blondem Haar,
 Wie Kanal und Wasserlauf spiegelblank und klar.
 Seelenausrub. Ach, im Schilf lag ich Nacht um Nacht,
 Habe sie Dir, nur Dir gelebt; habe sie Dir durchwacht.

Auf einmal standst Du vor mir, standst und sahst mich an,
 Liebest Schweigen mich durch nichts als der Augen Bann.
 Thatest Deine Kleider ab mit der weißen Hand,
 Bis Du groß Dich, Königin, hast zu mir gewandt;
 Sührtest mich zum Lager hin, daß ich bei Dir schlief,
 Kühl warst Du und stumm, bis ich Deinen Namen rief.

Da erschloß sich mir das Heil, daß ich wüßte nun,
 Welch Geheimniß mich betraf, daß ich durfte ruhn,
 Ausruhn von so langem Leid, Dir entzweit zu sein.
 Sieh, gekommen schien die Zeit, da wir Zwei zu Zweien.
 Heimath, Herrin, Haldeste, bleibst Du doch bei mir,
 Bleibst Du doch; ach, wär ich doch endlich ganz bei Dir!

Kamst Du, eine Jägerin, Traum- und Herzensbild?
 Sollst ich stehen oder fliehen, ein geschrecktes Wild?
 Sieh, ich stand und harrt auf Dich, auf den Gnadenstoß,
 Da ich einmal Dich verließ, ward ich heimathlos.
 Nun ein Traum Dich zu mir trug, war ich wie zu Haus.
 Ließ mich tief auf meine Knie, denn die Noth war aus.
 Ja, ich grüßte, Liebste, Dich und Dein Lebt-Gebot;
 Wartete auf Deinen Spruch, auf den Liebestod.
 Ungerührt und gradans sahest Du auf mich herab;
 Immer küßt ich Deine Hand, die mir Alles gab;
 Glück und Rausch von Anbeginn, Sinn und Schwergewicht.
 Doch Du wandtest Dich und gingst; Du erschlugst mich nicht.

Die Beichte.

Als mir solch Gesicht geschah, war ich völlig fassunglos,
 Lag am Boden herzentblöht, aller Hoffnung blos.
 Crechsluß peitschte hart mich auf, schalt mich rüttelnd schwach und zag
 Lockte in die Weite mich vorwärts Tag für Tag.
 Gerne siedelte ich wo, doch Du treibst mich hin und fort,
 Denn Du wanderst immer mit, Du versagst den Post.
 Strand läßt ein und Hügel winkt; Handel, Acker, Jagdrevier,
 Luß und Mählsal, Reichthum, Ruhm, — die verblaffen Dir;
 Denn Du wanderst immer mit, jagst mich weg und bleibst zurück;
 Will Dich jagen: Du jagst mich, Herbenswundes Stück.
 Leg ich mich zum Tod ins Holz, heilt die alte Wunde mir,
 Daß sie neu geschlagen wird, daß ich leb in Dir.

Dient ein Kriegsgefangener Prinz dem Eroberer beim Maß,
 Ist doch sein verbissenes Weh klein zu meiner Qual;
 Eines Abgesetzten Gram, eines Sultans, der verarmt,
 Klein zu meiner Noth, der sich keine Seel erbarmt.
 Beide wichen der Gewalt, doch sie nahmen Hoffnung mit,
 Haß und Rache, wie ein Stab, folgen ihrem Schritt.
 Kamen heute sie in Noth, hofft auf morgen die Geduld,
 Doch ich bleibe im Verrath, bleib in Deiner Schuld
 So verlor ich Herz und Herd, wies mich aus dem Paradies,
 Crieb auf Scen, auf denen nie guter Wind mir blies.

Ja, ich treibe kompaglos, Recht und Hoffnung sind verwickelt,
Doch Gedanken und Gefühl sind durch Dich bejirt.

Neues Glänzen schien mich an, Lichte brachen in mich ein;
Sie erleuchten nicht mein Herz, wie Dein Licht und Schein.
Blutroth sank die Sonne oft, morgens stieg sie golden hoch,
Strahlte mittags weißer Gluth: Dein gedacht ich doch.
Stepp: brannte und der Busch, Feuer zuckten gelb ums Zelt,
Südens Sterne flammten hell: ich blieb unerhellt.
Strömt vom Ofen des Metalls Goldfluß gleisend mir am Fuß,
Geh ich Dies und den Demant Dir für einen Gruß.
Sieh, ich irre dumpf rundum, irrgeführt vom fremden Licht,
Das von Dir nicht kommt und nie in mein Dunkel bricht.
Flackern hier und Funken da; brennt der runde Himmelsrand?
Deiner Lichte kleinstes Licht sacht mir Herzensbrand.

Neue Klänge wurden laut, Stimmen drangen in mein Ohr,
Herz wird schwer, daß es so ganz Deinen Klang verlor.
Sturmchoral auf hoher See, Kanon in der Erde Schoß,
Dynamit und Selsensurz: Dein gedacht ich bloß.
Trommeln, Pfeifen, Hörner, Tanz, Stampfen, Eitanei und Wuth,
Frauen sangen dunkle Beunst: nichts drang in mein Blut.
Keuerte sich Arbeitvolk psalmodirend an zum Dienst,
Ueber nur ein Kleines wars, daß mir Du erscheinst.
Schrecken, Pfauchen, Klage, Pfiff, Sang und Schrei im alten Wald,
Affenschwaß und Raubthierzank: Dir verstummt es bald.
Deine Stimme weilt sich her, das Getös wird Symphonie,
Lärm und Chaos ordnet sich Deiner Melodie.

Die Sühne.

Herzenstakt und Melodie strömt Du aus,
Ordnest giftig, was in mir wirt und kraus.
Bin ich fern Dir, wie verbannt, bist Du nah,
Sinn ich, streite, wache, träume, Du bist da.
Darf ich auch nicht bei Dir sein, abgesprengt,
Sieh, wie dringlich dies mein Herz Dir zu drängt.
Daß es Deiner Hoheit dient, nie vergiß;
Daß Du seine Helferin bist, sei gewiß!
Dunkel, Dickicht, Dornen drohn, doch es bricht
Durch Gezweig und durch Gewölk mir Dein Licht.
Du mein hochgelobter Stern, halte Wacht,
Eröße mich und führe mich durch die Nacht!

Bin ich jezt wie ein Pirat, heutenwild;
Was ich kapere, bring ich Dir, die mir gilt.

Jahre über Wolken ich oder Seen,
 Sieh den Heimathwimpel mein Dir zuwehn.
 Lad ich in mein Fahrzeug Gold und Kleinod,
 Ist es, daß mir Dein Befehl so gebot.
 Ueberall bin ich Dasall, gar nichts mehr;
 Nur, daß ich die Ehren will Dir zur Ehr,
 Bis ich zahlte Sühnegeld für die Schuld,
 Bis ich wieder mir gewann Deine Huld.
 Alles dient als Lösegeld, That und Wort,
 Zur Gewinnung dieses Horts jeder Ort.

Als mir Solches ward bewußt, ward ich frei.
 Schuld fiel ab, als ich erfuhr, was sie sei:
 Stachel ist sie, Ruf zum Werk Dir zu Lieb,
 Wenn ich auch für alle Zeit einsam blieb.
 Du bist in mir, ich in Dir; so durch Dich
 Bin gefeit ich gegen Schuß, Hieb und Stich.
 Meeresaufruhr glättet sich, Schlachtlärm schweigt,
 Weil sich Deines Sternes Wink günstig zeigt.
 Die Verschwörer sind versprengt, wir vereint.
 Dein Planet verjagte mir meinen Feind.
 Meine Teufel lassen ab wie gelähmt;
 Sieh: Dein starker Dämon hat sie gezähmt.

Gram und Schmerz ist Heil und Glück, Weg liegt frei,
 Herrin, mach, daß Eines mir Prüfung sei.
 Hoherhobener Stirne geh ich voran,
 Sicherer Schrittes wie erlöst, als ein Mann,
 Der Verlust und Tod nicht kennt, nur Gewinn;
 Taktbewegt durch Herzmusik, von Beginn
 Bis zum Tode, tänzergleich, so getreu
 Deinem Rhythmus, der mich schafft stark und neu.
 Er giebt Kraft, Dies durchzustehn. Deine Hand
 Führt durch Wildniß einmal doch Dir ins Land.
 Weit in weiter ferne blinzt Licht und sie,
 Deine Küste . . . O, mir bricht Knie und Knie.

Ausgang.

Aus dem Feinde Gottes ward, als ihm Gott erschien,
 Ein Verklündiger des Herrn: so ward ihm verziehen.
 Schwere Wandlung macht er durch, diente, litt und warb
 Taufendfältig um das Heil, bis er selig starb.
 Wollte uns beschieden sein heimathwärts ein Weg!
 Wär es auch der steifste Pfad, wär's der schmalste Steg . . .

Alfred Walther Heymel.

Satje, der Fischer.*)

In Holland, in einem halb verfallenen Häuschen am Strande des Meeres, wohnte eine stumme Seele, ein jüdischer Fischer. Er hieß Satje; vielleicht nach irgendeinem Urahn Saadja. Doch hatte er keine Kenntniß davon, wie er überhaupt nur sehr wenig von „Jüdischheit“ wußte. Schon seine Vorfahren waren Fischer gewesen, die Familie war die einzige jüdische unter Nichtjuden. Und alle Tage und Jahre auf dem Meer: wie hätte er Etwas wissen sollen? Er fing seine Fische, sein Weib strickte Netze und besorgte das Haus, die Kinder spielten im Sand und suchten nach Bernstein. Und brach ein Sturm los, wenn er auf dem Meer war, so daß er in Gefahr gerieth, dann konnte er nicht einmal das „Höre, Israel!“ beten. Und seine Leute zu Haus konnten es auch nicht. Dann sah er nur stumm zum Himmel hinauf, das Weib daheim raufte sich die Haare oder schleuderte gar noch dem bösen, finsternen Himmel einen bösen Blick zu und die Kinder warfen sich auf den Sand und schrien mit den anderen Kindern zusammen: Heilige Maria! Heilige Maria!

Wie hätten sie mehr wissen sollen? Zu Fuß wars nach der nächsten Gemeinde zu weit. Und zum Fahren waren sie zu arm. Sie hatten ja kaum, was sie brauchten. Und dann ließ sie ja auch das Meer nicht los. Satjes Vater, Großvater und Urgroßvater waren Alle im Meer umgekommen. Das ist schon so die Kraft des Meeres: es ist des Menschen gefährlichster Feind, oft ein tückischer Feind und doch liebt man es und läßt sich von ihm anlocken. Man kann nicht los von ihm, will auf ihm leben und in ihm untergehen.

Nur eine jüdische Ueberlieferung war der Familie verblieben: Jom kippur, der Tag der Versöhnung. Schon am Morgen des Tages vor dem Fest wählten sie den größten Fisch aus. Dann gingen sie in die Stadt und überbrachten ihn dem Schächter, bei dem sie vor und nach dem Fasten zu essen pflegten. Den Tag selbst verbrachten sie in der Synagoge, lauschten dem Gesang des Chors, dem Spiel der Orgel, dem Gebet des Kantors. Natürlich verstanden sie kein Wort, sondern blickten nur zur Heiligen Lade hin, auf den Prediger mit dem goldenen Käppchen. Erhob sich das goldene Käppchen, dann standen auch sie auf. Ließ es sich nieder, dann setzten auch sie sich. Manchmal nickte Satje vor Müdigkeit ein; dann stieß ihn wohl ein Nachbar mit dem Ellenbogen an, wenn es wieder Zeit war, sich vom Sitz zu erheben.

Satje ahnte nicht, daß der Versöhnungstag ein Tag des Gerichtes ist, vor dem alle Kreatur erzittert, ein Tag großen Geschehens im Himmel. Ihm war er nur der Tag, den man fastend in der Synagoge verbringt und mit einem Abendbrot beim Schächter beschließt. Viel mehr wird übrigens der Schächter selbst nicht gewußt haben . . .

*) Aus dem Band „Vollstümmlische Erzählungen“, der im Jüdischen Verlag in Berlin erscheint.

Und niemals blieben Satje und die Seinen länger, als unbedingt nöthig war. Kaum war der schwarze Kaffee getrunken, standen sie schon auf, verabschiedeten sich von den Schächtersleuten, tauschten Glückwünsche mit ihnen aus und machten sich auf den Weg nach dem Meer. „Nach dem Meer“ sagten sie, nicht „nach Haus“.

Von Uebernachten war keine Rede. Sie ließen sich nicht zurückhalten. Vergebens bemühen sich der Schächter und die Schächterin, Satje zu überzeugen. „Ihr habt ja nicht einmal die Stadt beesehen.“ „Die Stadt!“ wiederholt Satje mit geringschäßigem Lächeln.

Satje ist kein Mann der vielen Worte. Das Meer lehrt schweigen. Doch die Stadt haßt er. Eng sei sie, ohne Lust und ohne Himmel. Ein Streifen nur zwischen Dach und Dach. Das Meer aber sei weit, so weit . . . Man könne athmen.

„Es ist ja Euer Feind, Euer Tod!“

„Ja, aber ein guter Tod!“

Er wünscht sich das Ende seines Vaters und Großvaters: als Gesunder vom Meer verschlungen zu werden. Nicht lange fränkeln, nicht lange im Bett mit dem Tode ringen, nicht hören müssen, wie die Anderen weinen, nicht begraben, nicht in harte Erde hineingelegt werden. Vrr! Es fröstelt ihn, wenn er an ein Begräbniß denkt . . .

Und sie gehen zu Fuß nach Haus, nach dem Meer. Sehen eine ganze Nacht. Und wenn der Morgen graut, wenn der sandige Strand in goldigem Glanz aufschimmert und bald der Spiegel des Meeres heller ausblüht, dann freuen sie sich, klatschen in die Hände. Sind glücklicher als Brautleute.

Und Jahr um Jahr immer von Neuem . . .

Es war nun einmal, am Tag vor dem Veröhnungsfest, früh am Morgen. Im Osten begann sich der Himmel zu röthen, leise erwacht das Meer, athmet noch kaum, noch hört man kaum sein Brausen, noch liegt es schlaff und im Traum versunken da. Hier und da flattert ein weißes Flügelpaar in der Luft, kreischt ein Vogel auf; stille Schimmer fliegen über das Meer, goldene Flocken gleiten über den gelben Sand. Noch sind die Schifferhäuschen am Strande geschlossen. Da knarrt eine Thür. Satje verläßt sein Haus.

Sein Gesicht ist fromm und ernst. Still leuchten seine Augen. Er geht, ein frommes Werk zu thun: den Fisch für den Veröhnungstag will er fangen.

Und er eilt ans Boot, faßt die Kette, mit der es ans Ufer gebunden ist. Die Kette klingt und rechts und links ertönen Stimmen: „Nicht doch!“ So rufen ihm die Nachbarn zu, die die Köpfe aus den kleinen Fenstern ihrer Häuschen herausgesteckt haben.

Weithin still liegt das Meer, fließt mit dem Saum des lachenden Morgenhimmels zusammen. Es athmet kaum, runzelt sich kaum am Strand und wie bei einem guten Großmütterchen, so tanzt ein leuchtendes Lächeln zwischen den Runzeln. Und murmelt Etwas, erzählt

den Felsenklippen ein Märchen, streicht ihnen lächelnd und spielend über ihr langes Algenhaar. Aber die Fischer kannten das Meer besser und trauten ihm nicht. „Nicht doch!“

Bald wird der leuchtende Spiegel brechen. Aus stillem Spiel wird Ernst, aus leisem Brummen ein mächtiges Brausen werden. Und aus den Großmutter-Runzeln werden gewaltige Wogen erstehen, die werden Schiffe und Boote verschlingen, wie der Leviathan der Judensage die kleinen Fische. . .

„Nicht doch!“

Und ein barfüßiger alter Mann, ohne Hut, mit flatternden grauen Haaren, mit einem verrunzelten Gesicht wie das Meer, nur ohne das falsche, süße Lächeln des Meeres, kommt aus einem der Häuschen heraus, geht auf Satje zu, legt ihm die Hand auf die Schulter und spricht: „Sieh doch!“ Und zeigt ihm einen kleinen schwarzen Punkt, den nur ein Fischerauge sehen kann, am Saum des Himmels.

„Daraus wird eine Wolke. . .“

„Ich werd' noch früher zurück sein,“ antwortet Satje, „ich will nur einen Fisch fangen.“

Und ernster wird das Gesicht des alten Nachbarn: „Hast Weib und Kind, Satje!“

„Und einen Gott im Himmel!“, antwortet Satje zuversichtlich. Er geht ja, um sein frommes Werk zu thun. Stößt das Boot ab und springt hinein.

Und wie eine Feder, so leicht schwebt Satjes Boot über das Meer hin, und das Meer wiegt es, süße Liedchen summend, und umsäumt es mit den schönsten Perlen, die es besitzt. Der alte Fischer aber steht am Strand und murmelt: „Heilige Maria!“

Leicht schwebt Satjes Boot über das Meer hin. Geschicht wirft er sein Netz aus und das Netz wird immer schwerer und schwerer. Mit aller Kraft kann er es kaum herausziehen. Aber: kein einziger Fisch ist drin. Nichts als Wasserpflanzen und Seesterne.

Der alte Fischer am Strand hat das Boot schon längst aus den Augen verloren. Satje zieht schon zum dritten und zum vierten Mal das Netz aus den Fluthen. Nicht leicht ist's, denn allerlei Wasserpflanzen haben sich drein verflochten. Nur kein Fisch, kein einziger Fisch.

Und das Meer wogt immer stärker und stärker und die Sonne ist schon zum Himmel emporgestiegen. Doch feucht ist ihr Glanz; eine trübälige Sonne. Und der kleine schwarze Punkt am Saum des Himmels hat sich inzwischen unter ihr hingezogen, wie eine braune Schlange; die wird dunkler und dunkler und rückt ihr immer näher.

Schon ist Mittag; und noch immer fährt Satje auf seinem Boot, versucht noch immer sein Glück.

Gott will wohl nicht, daß ich in diesem Jahr mein frommes Werk thue, denkt er. Nun, so muß ich zurück. Und ihm wird gar traurig zu Muth. Er muß sich wohl gegen Gott versündigt haben, daß er heuer kein Opfer von ihm haben will. Mit festem Griff faßt er das Ruder

und will das Boot zurücksteuern. Im selben Augenblick aber spricht ihm Gischts ins Gesicht, er wendet sich um und sieht einen großen goldenen Fisch, der spielend über das Meer schnell und mit seinen Schwanzflossen um sich spricht. Den Fisch muß er fangen. Den hat ihm Gott gesandt, der seinen Verdruß sah und seinen heißen Wunsch, das fromme Werk zu thun. Und er steuert wieder herum und jagt dem Fisch nach.

Das Meer ist nun ganz unruhig. Immer höher heben sich die Wellen. Schon ist die halbe Sonne von einer Wolke bedeckt, hinter der ein Bündel weißer Strahlen schräg hervorfällt. Und der Fisch schwimmt über die Wogenlämme und Satjes Boot ihm nach, nach. Plötzlich verschwindet er. Eine Woge, die der Wind aufgeschauelt, aufgeblasen hat, thürmt sich zwischen ihm und dem Boot.

Ein Blendwerk, denkt Satje und will wieder herumsteuern und zurückfahren. Schon aber sinkt die Woge und der Fisch ist wieder da, kommt fast bis ans Boot herangeschwommen und sieht Satje mit seinen großen Augen an, als bäte er ihn: Fange mich, fange mich; laß mich Dir dienen für das fromme Werk, das Du vorhast. . . .

Da steuert Satje wieder herum; aber schon ist der Fisch wieder verschwunden. Wieder hat sich eine Woge zwischen ihn und das Boot geschoben. Der Zorn des Meeres hat wieder zu toben begonnen. Es singt kein süßes Lied mehr, sondern ein grimmes: Wie drauß, jetzt auf ihm fahren, jetzt seine Wellen treten zu wollen! Und die Sonne versteckt sich hinter die Wolke, als wäre sie vor dem Meer erschrocken. Der Wind aber hat wohl nur darauf gewartet. Nun ist er frei und läßt in entfesseltem Zorn sich gehen, peitscht das Meer wie mit Ruthen und reizt es noch mehr auf. Und das Meer braust und kracht, als ob tausend Wahgeigen in seinem Innern, tausend Kesselpauken in seinen Wellen spielten. . . .

Zurück! Zurück! Satjes Herz klopft. Er zieht das Ruder ein, saßt das Ruder mit stärkerem Griff und arbeitet mit aller Kraft, daß ihm fast die Adern an den Armen bersten. Wie eine Ruchschale hüpf das Boot hin und her auf den Wassern, der Himmel ist schwarz, zornig braun das zerrissene Meer. Und er arbeitet wieder mit aller Kraft.

Plötzlich sieht er, wie von der Seite Etwas an das Boot heranschwimmt: ein menschlicher Körper; ein Ertrunkener; ein Weib. Er sieht die Haare ganz nah vor sich, schwarze Haare. . . . Sein Weib hat solche Haare. Unter den Haaren lugen weiße Hände hervor. . . . Sein Weib hat solche Hände. Und eine Stimme ruft: „Rette mich!“ Das ist die Stimme seines Weibes, der Mutter seiner Kinder. . . . Sie wird ihm auf dem zweiten Boot nachgefahren sein. Sie ertrinkt, sie ruft ihn um Hilfe an. . . .

Er dreht das Boot nach rechts, will auf die ertrunkene Gestalt zu: das Meer hindert ihn. Wellen thürmen sich auf. Der Sturm rast und heult; aber er hörte ihre Stimme durch den Sturm: „Rette mich, rette mich, Satje, rette mich!“

Die letzten Kräfte bietet er auf, um an sie zu kommen. Nun ist er

nicht mehr weit von dem weißen Fled. Die Haare sieht er nicht mehr, nur das schwimmende, untergehende Kleid. Schon reicht er mit dem Ruder hin. Aber da erhebt sich wieder eine Welle zwischen ihm und ihr und sie wird nach einer, das Boot nach der anderen Seite getrieben.

Ihm fällt ein, daß es ihm mit dem goldenen Fisch nicht besser ging. Ein Blendwerk, denkt er wieder. Und da er unwillkürlich nach der Küste blickt, sieht er, daß in dem Fischerhäuschen schon Licht gemacht ist.

Jom Kippur! Er erinnert sich und läßt das Ruder aus den Händen. „Thue mit mir nach Deinem Willen!“ schreit er zum Himmel hinauf. „Aber am Jom Kippur rudere ich nicht!“

Der Sturm tobt, die Wellen werfen das Boot von Schlund zu Schlund. Und Satje sitzt ruhig da, blickt mit weit geöffneten Augen bald zum verschlossenen Himmel empor, bald in das schäumende, tosende Meer hinab.

„Thue mit mir, wie Du willst, Gott. Dein Wille geschehe!“

Und plötzlich kommt ihm die Melodie eines Liedes in den Sinn, das er in der Synagoge, in der Stadt, vom Chor singen, von der Orgel spielen hörte. Und er fängt an, die Melodie nachzusingen. Die stumme Seele! Hat nur diese einzige Sprache, um mit Gott zu reden.

Der Himmel wird schwärzer und schwärzer. Noch wüthender bläst der Sturm. Die Wogen wachsen, schleudern das Boot in die Höhe, stürzen es in den Abgrund. Eine wirft es der zweiten zu. Eine entreißt ihm das Ruder, eine zweite kommt von hinten; jagt ihm mit offenem Rachen nach. . . . Wie tausend Wölfe, so heult der Sturm. Und in all diesen Lärm hinein singt Satje die Melodie von „Mi jonach umi jonah“, ganz so, wie der Chor sie singt, während ihn die Orgel begleitet. . . .

Die Woge stürzt über das Boot. Satje möchte singend sterben. Das Boot kippt um. Doch Satje ist der Tod nicht beschieden.

Zwei weiße Gestalten, wie aus Nebel gewebt, mit aufgelösten Haaren und leuchtenden Augen, schreiten, an den Händen sich haltend, barfuß übers Meer. Und da jetzt Satje ins Wasser fällt, kommen sie heran, heben ihn auf, nehmen ihn in ihre Mitte, fassen ihn an den Armen, wandeln über die Wellen mit ihm, wie über Wiesen und Hügel, und führen ihn ruhig durch Sturm und Getümmel. Er sieht sie an und will sprechen, will fragen. Doch sie sagen ihm: „Sing' doch lieber, Satje, sing'! Dein Gesang wird den Zorn des Meeres besiegen.“

Sie führen ihn; und Satje hört, wie sein Boot ihm folgt. Er sieht sich um: Im Boot ist das Netz und im Netz der goldene Fisch!

Am Ufer verlassen sie ihn. Er geht nach Haus und trifft dort den Schächter und die Schächterin. In der Stadt war eine Feuersbrunst. Da sind sie zu ihm zu Gast gekommen. . . .

Den Fisch aber ließ man sich gut schmecken. Und es blieb beim alten Brauch. . . .

J. L. Perez.



Konjunktur.

Der Börse ist der Witz ausgegangen; deshalb hascht sie nach Witz. An die Tage, da große Geschäfte gemacht wurden, können die ältesten Leute sich nicht erinnern. Heute ist der Schalksnarr König. Noch merkwürdiger ist, daß mit ernsthaftem Eifer versucht wird, die Wochenberichte der Banken zu enträthseln. Früher hat sich die Börse um diese pythäischen Sprüche nicht gekümmert. Die Kundschaft sog Erkenntniß aus ihnen; und wenn es dann nicht schief ging, pries sie die Sehergabe ihrer Bank. Aber die Oeffentliche Meinung fragte nicht viel nach diesen Offenbarungen, die, meinte man, doch nur die besonderen Wünsche der einzelnen Bank ahnen ließen; die Sorge für die eigenen Emissionen und Konjunkturalgeschäfte. Jetzt werden diese Berichte ungeduldig erwartet. Sie enttäuschen natürlich, wenn trübe Prognosen gestellt werden. Freut man sich über die Nachricht, daß die Industrie noch immer sehr beschäftigt sei und viel Geld in Rohmaterial, Halbzeug und fertige Fabrikate umwandelt, so umflort sich der Blick vor dem Nachsah, der kündigt, daß die Abnehmer säumig im Zahlen sind. Der Kredit muß angespannt werden; und dadurch wird der Zinsfuß unbequem hoch. Wird nun fleißig weiterbestellt? Nicht überall mit dem gewohnten Eifer. Im rheinisch-westfälischen Revier giebt's wieder Sorgenfalten. Die Schienen verschwunden, seit die Dividendenkurve in steile Höhen gezeigt hatte. An der Ruhr wird diesmal mehr Geld vertheilt als seit Jahren. Arenberger, Aplerbecker, Konsolidation, Konfordia, Gibernia, König Wilhelm, Königsborn geben höhere Dividende; und fast durchweg beträgt der Zuwachs mehr als 1 Prozent. Aber was nützt das Glück der Kohle, wenn im Eisenbezirk der Eifer der Besteller ein Bißchen nachläßt? Noch ist es nicht schlimm. Die natürliche Reaktion unklarer Verhältnisse auf die geschäftlichen Erwägungen des Käufers. Der sagt sich: „Vielleicht bekomme ichs billiger, wenn ich warte“. Das ist der erste Schatten auf der Konjunkturlandschaft. In den besten Tagen treibt die Angst vor der Preissteigerung den Konsumenten; jetzt hält ihn die Hoffnung auf die Lockerung der Preissessel zurück.

Wird die Woge sich überschlagen? Sie sollte es schon im Mai 1912, hats aber bisher nicht gethan. Vielleicht verbrandet sie nächstens langsam; vielleicht. Der preußische Handelsminister sagte neulich, die Wirtschaft sei „durchaus gesund“ und werde es wohl noch eine Weile bleiben. Auch die Frage an das Schicksal des Rheinisch-Westfälischen Kohlenyndikates brennt ja noch nicht. Ich darf daran erinnern, daß ich vor Monaten, als mit Bestimmtheit von einer Beseitigung aller Konflikte gesprochen wurde, vor grundlosem Jubel warnte. Das Feuer der Begeisterung ist rasch niedergebrannt. Aber schließlich werden die streitenden Parteien sich wohl einigen. Beruhigend (wenn auch nicht günstig für das Syndikat) wirkt die sichere Taktik der Universalbetriebe und der Gesellschaften, die es werden wollen. Readiness is all. Deshalb wird am inneren Ausbau weit gearbeitet. Die Deutsch-Lugemburgerin,

die Gutes über das Ergebnis des ersten Halbjahres melden konnte, sucht ihr Programm durchzuführen. Die Anlagen in Dortmund werden bald mit voller Kraft arbeiten und die bayerischen Erzfelder sollen neue Rohmaterialquellen erschließen. Ein anderes luxemburgisches Unternehmen, die Vereinigten Stahlwerke Burbach-Eich-Dübelingen, haben sich mit dem Eschweiler Bergwerk vereinigt. Eine Interessengemeinschaft auf zunächst dreißig Jahre bindet den Eschweiler Bergwerksverein an einen der stärksten Stahlproduzenten Mitteleuropas. Der eine Partner sucht Kohle und Koks auf kürzestem Weg zu erlangen, der andere Beides eben so rasch loszuwerden. Das heißt: „Wir brauchen das Kohlenynditrat nicht mehr“. Wird es so bleiben? Der Mond wechselt.

Bei 6 Prozent Bankdiskont und ungewöhnlich hohem Privatwechselfinzinsfuß (im Durchschnitt $1\frac{1}{2}$ Prozent mehr als im Februar 1912) fehlt's freilich nicht an Sorgen. Die Reichsbank kommt mit Hängen und Würgen aus der Notensteuer heraus. Das Verhältnis der Betriebsmittel hat sich zum Nachteil geändert: der Notenumlauf ist größer, die Summe der Depostengeländer kleiner als sonst. Am fünfzehnten Februar waren nur 593 Millionen Giro Guthaben ausgewiesen gegen 831 (1912), 673 (1911), 689 Millionen (1910). Und der Notenumlauf betrug 1774, 1537, 1420, 1445 Millionen. Die Reichsbank kann nichts thun, um fremdes Geld heranzuziehen und zu halten. Verzinliche Depositen nimmt sie nicht (sie könnte nach dem Gesetz 250 Millionen, gleich Stammkapital plus Reserve, verzinzen), um den Banken die Kreise nicht zu stören und nicht selbst zu tief in die Materie zu versinken. Also kann nur der Mindestbetrag auf dem einzelnen Konto erhöht werden. Das ist schon einmal allgemein durchgeführt worden; eine Wiederholung ist aber, wegen der zu befürchtenden Reaktion, nicht rathsam. So bleibt nur die Aenderung von Fall zu Fall und die wohlwollende Ermahnung, das p. t. Publikum möge die aus Banken und Sparkassen geretteten Gelder nicht zu lange unter dem Sitztheil wärmen. Vom Ausland tröpfelt's auch nur spärlich in den deutschen Freudenbecher. Die Amerikaner haben genug zu thun, ihre vom Kontinent zurückkehrenden Wertpapiere aufzunehmen und zu verbauen. Was an Guthaben da ist, dient also zum Theil der Verrechnung. Nachschuß wird kaum geleistet. Auf das Geld der Franzosen hat die deutsche Finanz seit dem Marokkoherbst 1911 verzichtet gelernt. Kaum war neulich wieder mal ein Posten nach Deutschland getragen worden: da schoß die Interpellation in die Höhe, wie der Teufel aus dem Kasten. Herr Klok, der Finanzminister, sollte für den Verrath an theuren Vaterland in der Kammer schnell zur Rechenschaft gezogen werden.

Vielleicht findet er Trost in einem Passus des Geschäftsberichtes der Diskontogesellschaft für 1912. Da heißt es: „Die Thatfache darf nicht unerwähnt bleiben, daß im Berichtsjahr eine bemerkenswerthe Emonzipation des deutschen Geldmarktes vom Ausland stattgefunden hat. Die großen Finanzinstitute haben auf die Herannahme von ausländischem Leihgeld verzichtet und dadurch die im Ausland vielfach

verbreitete Meinung widerlegt, daß die deutsche Volkswirtschaft zur ausreichenden Deckung ihres Geldbedarfes die Beihilfe des Auslandes nicht entbehren könne. *Avis au lecteur.* Die Diskontogesellschaft ist in diesem Jahr als erste berliner Großbank aus der Coullisse getreten (noch vor der Nationalbank, die sonst den Reigen führt). Der Gesamtumsatz ist etwas eingeschrumpft (von 57,83 auf 57,30 Milliarden). Das hat nichts zu bedeuten. Man darf sogar von einem Fortschritt sprechen, wenn höherer Gewinn mit kleinerem Umsatz erreicht wird. Und ein Bruttoertrag von fast 40 Millionen kann sich sehen lassen. Die Zinsen bringen natürlich am Meisten: 14,89 gegen 13,09 Millionen. Und die Diskontogesellschaft hatte das Glück, durch ein paar besonders erfolgreiche Emissionen (Naphthaproduktionsgesellschaft; Russische AEG; Deutsch-Ueberseeische Elektrizität), ihren Effektengewinn so zu halten, daß er keinen Klecks ins Bild macht. Im Uebrigen ist der Saldo dieses Ertrages von Jahr zu Jahr kleiner geworden: 7,62 Millionen (1909), 5,79 (1910), 4,33 (1911), 4,03 (1912). Die Diskontogesellschaft betont, daß sie seit einem Jahrzehnt keine Grundstückgeschäfte mehr gemacht habe; sie pflegt ja ihre Scheu vor allzu intimem Verkehr mit der Börse zu unterstreichen. In ihrem Concern wars recht lebendig: der Barmer Bankverein erhöhte sein Aktienkapital von 75 auf 100, die Allgemeine Deutsche Kreditanstalt ihre von 90 auf 110 Millionen. Man erzählt, die Diskontogesellschaft wolle ihr schlesisches Fundament verbreitern. Die Anregung dazu könnte die Thatsache gegeben haben, daß die Breslauer Diskontobank von der Darmstädterin übernommen wird, die seit 1902 in der berliner Niederlassung der Diskontobank gebietet. Die schlesische Einflußsphäre unserer Großbanken hat sich ja überhaupt erweitert. Die Dresdener Bank gliederte sich die Breslauer Wechselbank an; der Schlesiische Bankverein, aus dem Kreis der deutschen Bank, kletterte mit seinem Aktienkapital hurtig auf 50 Millionen und erwarb das Breslauer Geschäft der Firma S. L. Landesberger, deren berliner Haus in engen Beziehungen zur Handelsgesellschaft steht; die Diskontogesellschaft hat eine alte Verbindung mit dem Bankhaus E. Heimann und nun auch mit der Firma Döberich & Bielschowsky.

Die Hohe Finanz ängstet sich nicht vor der Zukunft. Sie glaubt, daß der Balkan ihr schließlich Gewinn bringen werde. Die Konjunktur wird durch den hohen Zinsfuß und die Anleihegeschäfte gemacht. Wer Geld braucht, muß „festlich erhöhte Preise“ zahlen. Siehe Oesterreich-Ungarn und Rumänien. Schatzscheine, die mit so reizvollen Eigenschaften ausgestattet sind wie die Tratten der drei Länder, gehen weg wie warme Semmeln. Die Furcht vor einer „Ueberschwemmung des deutschen Marktes mit ausländischen Werthpapieren“ ist geschwunden; daß die fremden Effekten in ihre Heimath abgeschoben und in Bargeld umgewandelt werden konnten, war doch recht nützlich. Die Erinnerung an Chicago-Milwaukee ist dennoch aufgefrischt worden. Beinahe auf den Tag waren zwei Jahre vergangen, als im Reichstag wieder wegen einer Zulassung interpellirt wurde. Nur war man diesmal mit der Re-

gung nicht zufrieden, während im Februar 1911 der Eingriff des preußischen Handelsministers gebilligt wurde. Auch die Farbe der Interpellanten war anders: 1911 konservativ, 1913 liberal. Man wollte wissen, ob der Handelsminister die Zulassung Junger Aktien der Deutschen Erdölgesellschaft an die Berliner Börse verhindert habe, weil die Stellung dieser Gesellschaft zum Reichspetroleummonopol die Genehmigung des Börsenhandels nicht empfehle. Die Gesellschaft umschließt fast die ganze deutsche Erdölindustrie, hat im österreichischen Petroleumbezirk großen Einfluß und in Rumänien ein gewichtiges Wort mitzureden. Sie kontrolliert ein Kapital von 150 Millionen Mark und ist gegen das Monopol, weil sie glaubt, Deutschland brauche das Petroleum der Standard Oil Company. Ihr Vertrag mit der amerikanischen Gruppe soll erlöschen, sobald das Reichsmonopol beginnt. Die Regierung meint aber, durch dieses Abkommen sei die Objektivität der Gesellschaft getrübt, und hat deshalb die Zulassung gehindert. Der Minister beruft sich auf das Hoheitsrecht des Staates.

Wenn „beträchtliche allgemeine Interessen gefährdet“ werden oder „allgemeine wirtschaftliche Bedenken“ bestehen, ist die Regierung zum Einspruch berechtigt. Der Minister hat das Konsortium gebeten, den Zulassungsantrag zurückzustellen, bis über das Monopol entschieden sei. Nicht aufgeklärt ist, ob die Bedenken zuerst bei der Zulassungsstelle oder bei dem Minister entstanden sind. Der hat, nachdem Unterstaatssekretär Dr. Richter im Reichstag die Frage beantwortet hatte, selbst noch im preußischen Abgeordnetenhaus von dem „sehr umfangreichen und nach Meinung der Zulassungsstelle nicht durchsichtigen Prospekt“ und von den „ungemein verzwickten Geschäften“ der D&E gesprochen. Danach müßten also zwei Gründe gegen die Zulassung an die Börse gewirkt haben. Das Finanzkonsortium war mit der Vertagung des Antrages einverstanden. Was ist damit gewonnen? Nichts. Die D&E hat ein Kapital von 20½ Millionen Aktien und 6 Millionen Obligationen. Von den Aktien sind 6,70 Millionen im Börsenhandel (seit 1909); 13,80 Millionen und die Obligationen sollten jetzt zugelassen werden. Die Aktien stehen hoch im Kurs (ungefähr 260), die Gesellschaft giebt große Dividenden (zuletzt 23 Prozent): das Bankkonsortium konnte also die Papiere leicht unterbringen. Bleiben sie ohne Börsennotiz, so leiden nur die Besitzer, die dann labile Werte in der Hand haben. Minister Eydow meinte, wenn die Zukunft der Gesellschaft nicht sicher sei, so würde die Aktie ein Gegenstand der Spekulation werden. Aber welches Unternehmens Zukunft ist sicher? Und liegt die Gefahr der Zerplitterung nicht näher, wenn die Kontrolle der amtlichen Börsennotiz fehlt? Das Eingreifen der Regierung in den Machtbereich der Zulassungsstelle ist eine Neuheit von diesem Jahr; die Beschlüsse der Zulassungsstelle galten nur im Fall der Ablehnung eines Prospektes als revisibel. Der Staat stützt sich auf sein Hoheitsrecht. Aber das „staatliche Interesse“ kreuzt sich oft mit privaten Bestrebungen; und nach dem Praezedenzfall wären neue Eingriffe leicht mög-

lich. Der preußische Handelsminister hat sich mit dem Kohlenyndikat auseinandergesetzt. Mit dem selben Recht, das er der D&E gegenüber in Anspruch nimmt, könnte er jede Zulassung neuer Bergwerkaktien verhindern, weil die Zukunft keiner Kohlenzeche sicher ist, so lange das Schicksal des Syndikates noch im Dunkel liegt. Pocht der Staat zu laut auf seine Hoheit: noch ist die Börse keine Staatsanstalt. L a d o n.



Juristen als Bürgermeister.

Der Aufsatz „Juristen als Bürgermeister“ in der „Zukunft“ vom achten Februar 1913 fordert eine Entgegnung. Die Ersetzung der Juristen in den leitenden Stellen der Verwaltung durch Techniker ist ein modernes Schlagwort geworden. Es ist nicht zu leugnen, daß die juristische Wissenschaft mit der Entwicklung des Lebens nicht immer gleichen Schritt hält und daß deshalb der Verwaltungsjurist öfter in einen Gegensatz zu den wirtschaftlichen Bedürfnissen geräth. Meist ist an solchen Gegensätzen allerdings weniger die Rückständigkeit der Rechtswissenschaft als die der Gesetze schuld, die wieder in den politischen Verhältnissen ihre Ursache hat. Den Verwaltungsjuristen wird ihre ungenügende wirtschaftliche Ausbildung vorgeworfen. Richtig ist, daß die juristischen Studien an den Universitäten den wirtschaftlichen Aufgaben des Beamten zu wenig Rechnung tragen; darum ist auch eine Ergänzung der juristischen Bildung durch Fortbildungskurse und Kommunalhochschulen (Düsseldorf und Köln) angebahnt worden. Allerdings läßt sich eine richtige wirtschaftliche Ausbildung in der Schule kaum erreichen; die Hauptsache muß da die Praxis bringen. Eins aber ist sicher: daß die technischen Studien diese wirtschaftliche Bildung noch weniger vermitteln als die Rechtsstudien. Sie geben keinen tieferen Einblick in das menschliche Leben. Auch der Techniker bedarf der nationalökonomischen Schulung und der praktischen Erfahrung, um ein brauchbares Glied der öffentlichen Verwaltung zu sein. Auch das Wort von dem „kaufmännischen Geist“ in der Verwaltung ist ein gefährliches Schlagwort. Eine gute Verwaltung wird sich dem Gang des Erwerbslebens nicht hindernd entgegenstellen, sondern sich den Formen des Verkehrs anpassen und für manche Zweige bedarf sie auch des geschäftlichen Sinnes. Aber man soll nicht übersehen, daß zwischen Verwaltung und kaufmännischer Thätigkeit ein Gegensatz ist. Den sozialpolitischen Aufgaben der Verwaltung steht der schrankenlose Individualismus des Unternehmertumes gegenüber. Trotz der Ausbreitung der Unternehmertätigkeit der öffentlichen Korporationen ist der Ausgleich zwischen öffentlichen und privaten Interessen auf dem Gebiete der Privatwirtschaft noch nicht gelungen. Das Volk hat das Recht, nicht kaufmännisch, sondern nach den Gesetzen regiert zu werden. Die Stadt ist kein Unternehmer, der reich oder auch insolvent

werden kann. Der Verfasser des Artikels unterschätzt, wie alle Laien, die Bedeutung des Rechtsstudiums, wenn er meint, die Polizeianglegenheiten könne auch ein nicht juristisch Gebildeter gut verstehen. Gerade die Polizeiverwaltung ist eins der schwierigsten Gebiete, weil hier mannichfache historische Zusammenhänge und eine unübersehbare Menge von Rechtsquellen bestehen. Eine gesetzmäßige und gleichartige Rechtsprechung und Verwaltung ist ohne wissenschaftliche Befähigung ausgeschlossen. Ein Laie kann wohl die Form des Geschäftsganges erlernen, er kann auch ein „guter Richter“ sein, aber das Volk dürfte sich kaum mit einer solchen Verwaltung zufrieden geben.

Gewiß: bei gleicher Begabung und Erfahrung können die Techniker eben so wie die Juristen brauchbare Mitglieder der kommunalen Verwaltung sein. Das gilt aber auch von anderen Berufen, zum Beispiel: von Ärzten. Die Juristen werden so oft auf die leitenden Posten gestellt, weil die juristische Mitarbeit bei allen wichtigeren Angelegenheiten unerlässlich und eigentlich entscheidend ist. Wenn in einer Stadt eine neue Einrichtung geschaffen werden soll, so ist es meist nicht die technische Seite der Frage, die Schwierigkeiten macht, sondern die rechtliche und administrative. Die vielen interkommunalen und gemischt öffentlichen und privaten Unternehmungen, die in letzter Zeit auf dem Gebiete der Elektrizität- und Gasversorgung und des Straßenbahnwesens entstanden sind, erweisen die Leistungsfähigkeit der juristischen Leiter der Stadtverwaltung. Dabei ist es nicht gleichgültig, ob der Bürgermeister oder Dezentern selbst Jurist ist oder ob er nur an seiner Seite einen juristischen Berater hat. Daß die Werke dann technisch gelingen, ist Sache der Techniker. Man kann heute ein Elektrizitätswerk bestellen, wie eine andere Lieferung. Nicht der Stadttechniker baut, sondern die Privatindustrie.

Noch andere Gründe erklären die Stellung des Juristen. Er ist für die Beamtenlaufbahn besonders vorgebildet und darum schon dem Techniker überlegen. Auch ist der Jurist in Folge seiner mehr geisteswissenschaftlichen Schulung in der allgemeinen Bildung und Gewandtheit dem Techniker oft voraus. Freilich findet man auch unter den Technikern geborene Bureaukraten und geborene Verwaltungsgenieß. Aber unter der Flagge des „Zeitalters der Technik“ sammeln sich die Absolventen der Technischen Hochschulen, die wegen Ueberfüllung oder auch wegen persönlicher Eigenschaften nicht in der Privatindustrie, sondern in der bureaukratischen Laufbahn Versorgung suchten und ihre Stellung verbessern möchten. Nicht um einen Kampf der Technik und ihre Durchsetzung in der Stadtverwaltung handelt es sich, sondern um einen Konkurrenzkampf in der Bureaucratie. Nicht der erfahrene, erfolgreiche Techniker ist es, der sich die Geltung in der kommunalen Verwaltung erlärmpfen will, sondern der Techniker, der nur mit einseitiger Schulbildung ausgestattet ist. Die Forderung: „Die Technik dem Techniker“ ist gerecht. Jede weitergehende Forderung des Technikers aber sollte man vorsichtig prüfen.

Wien.

Dr. Heinrich Nübel.

II. Das Vordringen der Techniker in der Verwaltung, ihr Wille zur Macht hat einen Brief an die „Zukunft“ veranlaßt, der die Frage aufwirft: Warum muß das Haupt einer Stadtverwaltung durchaus ein Jurist sein? Damit ist eine Angelegenheit, die sehr lange schon den Technikern in Deutschland und Oesterreich dringlich erscheint, in das Licht eines Leserkreises gerückt, dessen Intelligenz die kulturellen und sozialen Ergebnisse der Gegenwart mit Verständnis und Aufmerksamkeit verfolgt und werthet. Diesem Leserkreis ist jedenfalls nicht entgangen, daß der Jurist auf allen Gebieten der öffentlichen Verwaltung heute der Leiter und der (allerdings nicht mehr unbestrittene) Führer der Verwaltungsmaschine ist. Der Jurist ist der Schöpfer der Formen und Formeln des modernen Staates; aber während er sein Gebild ausbaute, hat der Nationalismus unserer Kulturentwicklung, der Technizismus unserer Civilisation über den Kopf des Juristen hinweg Zustände und Beziehungen geschaffen, die eine Verwaltungsreform unerläßlich machen. Die juridische Verwaltung entspricht den modernen Anforderungen nicht mehr und die Ergebnisse des technischen und wirtschaftlichen Fortschrittes schießen über den Horizont des Juristen weit empor. Die Erkenntniß dieses Zustandes treibt den Juristen zur Ergänzung seiner Studien, läßt ihn Vorlesungen über Technik, Gewerbe, Handel und Wirthschaft hören und drängt ihn, Erfahrungen durch praktische Anschauungen zu sammeln. Man muß also die Tische weiter fassen und fragen: Weshalb muß das Haupt jeder öffentlichen Verwaltung durchaus ein Jurist sein? Und die Antwort wird dann lauten: Weil das Recht als das oberste Grundelement der Verwaltung angesehen wird und die beiden anderen Grundelemente, Technik und Wirthschaft, obwohl sie des Staatskörpers Kraft und Fleisch sind, neben dem Recht dennoch nicht als gleichwerthige Faktoren angesehen werden. Praktisch ist auch die Gleichstellung dieser drei Elemente in der Verwaltung nicht gut möglich. Man braucht auf das Gleichniß von Kopf, Magen und Wirbelsäule nicht zurückzugreifen, um zu erkennen, daß in jedem Funktionalismus ein Element leiten, vorherrschen muß. Aber um diesen Punkt dreht sich eigentlich die Frage nicht. Was die Techniker zunächst anstreben, ist die Erwirkung der uneingeschränkten Selbständigkeit und Leitung in ihren sachlichen Verwaltungsgebieten. Der Fachmann soll in Fachangelegenheiten die Initiative, die Berechtigung zu freiem Verfügen und Handeln erhalten und soll darum auch die volle Verantwortung für eine Sache tragen, die nur er verstehen kann und die der Jurist nicht versteht. Jede technische und wirtschaftliche Angelegenheit hat aber neben dem konstruktiven, sachlichen und ökonomischen Zweck auch ein allgemeines, politisches, soziales und kulturelles Ziel. Die Sache oder Institution muß in den Gesellschaftskörper, in den Staat gut und wirksam eingegliedert werden, wenn der Wohlfahrtzweck, also der eigentliche Sinn jeder Facharbeit, erreicht werden soll. Und gerade Dies zu besorgen, ist die große und schwere Aufgabe des Leiters einer Verwaltung. Dazu gehört demnach zunächst

ein klarer und universeller Kopf und ein beträchtliches Maß von Verwaltungserkenntnissen und Lebenserfahrungen. Der Bürgermeister einer Stadt hat nicht Straßenbahnen, Rathhäuser und Schlachthöfe zu bauen, aber er muß das Bedürfnis nach solchen Objecten erkennen, die materiellen Mittel und die geistigen Kräfte zur Ausführung beschaffen und das fertige Ding in den Gesellschaftsbau richtig einfügen. Jeder Leiter eines Amtes ist so das Organ der bürgerlichen Wirthschaft- und Wehlfahrtspflege und der Vertreter des staatlichen Gesamtorganismus. Verwalten heißt: erhalten, entwickeln und angliedern. Das Erhalten und Angliedern besorgt der Leiter, die Durchführung der Entwicklung der Fachmann der Verwaltung. Der Staat und die Stadt sind keine Industriellen, die für sich einen Vortheil herauschlagen, denn sie sind unpersonlich, sie erheben den technischen Betrieb aus der niedrigeren kapitalistischen Form in die höhere sozialisirte Wohlfahrtform zum Nutzen der Allgemeinheit. Befähigt und berufen zu solchem Amt ist also allein der für Verwaltung und Organisation Begabte; und der Widersinn unserer Verwaltungen ist nur in der Thatfache zu suchen, daß auch der talentloseste Jurist durch die starren Formeln unseres veralteten Berechtigungswesens zum Amtsvorstand prädestinirt ist und auf der Eiselsleiter aufsteigen muß, auf deren Spitze er dann vielleicht endlich seine Unfähigkeit erweist und sie als Pensionirter angenehm abbüßt. An dieser Einseitigkeit, welche die Häupter der Verwaltung nur aus dem Becken der Juristerei holt, an diesem Automatismus krankt die Verwaltung und also auch der Staat. Selbst die begabtesten Vertreter einer anderen als der juristischen Studienrichtung können nicht im Verwaltungsdienst eine leitende Stellung erlangen, weil sie nur im Fachdienst verwendet werden, daher auch Erfahrungen nur in einem bestimmten Zweig der Verwaltung sammeln, den Zusammenhang des Verwaltungsgetriebes nicht übersehen und die Universalität nicht erlangen können wie der Jurist, der in den verschiedensten Gebieten verwendet und ausgebildet wird. Das Entscheidende ist also: der Jurist wird in der Schule und in der Praxis zur Verwaltung systematisch erzogen, der Techniker nicht. Wir brauchen auf dem Technikum oder der Handelshochschule ausgebildete, mit Rechtskenntniß ausgestattete Verwaltungs- und Sozialingenieure, die berufen sind, neben dem Verwaltungsjuristen in freier Beweglichkeit sich auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung zu betheiligen, um die Voraussetzungen für die Eignung zum Leiter einer Verwaltung zu erlangen. Erst dadurch werden wir die Rückständigkeit unserer Exekutive besiegen und die rascher funktionirende und billigere Verwaltung erlangen, die der modernen Kulturentwicklung entspricht.

Wien.

Professor Victor Loos.

III. Die temperamentvollen, aber (wirklich) nicht tief genau durchachten Ausführungen des gewiß dem Technikerberuf angehörenden Herrn Verfassers scheinen mir die Superiorität wenigstens dieses Technikers über die mir bekannten juristischen Bürgermeister noch nicht zu ergeben. Ich will aber seine Darlegungen ernstlich würdigen.

Der Wunsch der meisten Herren, die einen juristisch gebildeten Bürgermeister fordern, wird auf die Unkenntniß der bürgermeisterlichen Aufgaben oder auf den Glauben an die Unentbehrlichkeit des Assessorenamens zurückgeführt. Die erste Alternative geht, wie jeder Kommunalmann bezeugen wird, insofern fehl, als heute weithin, oben und unten, gerade die Auffassung herrscht, der Bürgermeister müsse Alles wissen und Alles können. Die Staatsregierung sinnt den Stadtverwaltungen die Erfüllung aller Aufgaben an, welche die Ueberwindung gewisser Unbequemlichkeiten erfordern, und hat, wenn nur die Politik aus dem Spiel gelassen wird, nicht das Mindeste, aber auch nicht das Allermindeste gegen eine recht weitherzige Auslegung des Begriffes der im ersten Paragraphen der Städteordnung erwähnten „Gemeinbeangelegenheiten“ einzuwenden; und auch der Stadtbürger hat das zuversichtliche Vertrauen, daß der Bürgermeister eben Alles könne, können müsse. Sehr verständlich; denn der städtische Verwaltungskörper ist der sichtbarste, am Unmittelbarsten wahrnehmbare von allen. Immer wieder liest der Bürger von den Verathungen der Stadtverordneten, fast jede Nummer seines Leibblattes berichtet hierüber, Verwandte oder Bekannte arbeiten im Verwaltungsgang mit: und so brückt sich die Auffassung von den Aufgaben des Bürgermeisters in dem Wort aus: „Geht Dir der Rath aus, so geh' ins Rathhaus!“ In der zweiten Alternative scheint aber eine völlige Kongruenz von Vorder- und Nachsatz zu liegen. „Wer einen Juristen zum Bürgermeister will, ist von der Unentbehrlichkeit des Assessorenamens überzeugt.“ Gegen die Wahrheit dieses (sinngemäß) wiedergegebenen Satzes läßt sich nichts einwenden.

Als erste Aufgabe wird dem Bürgermeister die Bearbeitung der Personalien zugeschrieben, obgleich er doch niemals ein Kolleg hierüber gehört hat. Aber die Bürgermeister größerer Städte hüten sich wohl, die Personalien zu bearbeiten. Deren Bearbeitung nimmt einen ganzen Mann in Anspruch, der kaum noch Zeit für andere Arbeiten erübrigt. Auch der juristische Stadtrath hat nun allerdings kein Kolleg über „Personalien“ gehört. Er hat aber eine allgemeine juristische Ausbildung genossen, die ihn befähigt, Gesetze zu verstehen und anzuwenden. Oder soll Das vielleicht der Techniker, der über das Wesen der immer wiederkehrenden juristischen Grundbegriffe nichts weiß, besser können? Will er sich in den Vorschriften der Städteordnung, des Beamtengesetzes, der Schulgesetze vermöge seiner Kenntnisse im Brückenbau oder in der Gesteinkunde leichter zurechtfinden?

Und nun kommt ein besonders seltiger Schnitzer! Da viele Kommunalverwaltungen, besonders im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, Bürgermeister ohne juristische Vorbildung haben, so sei bewiesen, daß juristische Vorkenntnisse auch für das Polizeibezernat nicht unbedingt nöthig sind. Ich nehme diese Beweisführung für mich in Anspruch und sage deshalb: Da viele Kommunalverwaltungen Bürgermeister ohne technische Vorbildung haben, so ist bewiesen, daß sie nicht unbedingt nöthig ist. Mir scheint, damit fällt der Boden für die

Ausführungen des Herrn Verfassers zusammen. Sollten die Juristen an der Verwaltungsspitze nicht doch ganz gut sein?

Weiterhin seien dem Bürgermeister die wichtigsten Sachen aus allen Ressorts zugetheilt; angeführt wird eine ganze Zahl von Bauten und technischen Anlagen, von denen der Jurist nichts versteht. Gewiß: ein Jurist kann keine Brücke bauen, keine Wasserleitung legen. Zunächst aber eine Gegenfrage: Was versteht der Techniker von der Steuergesetzgebung, dieser über die Maßen schwierigen Materie? Was, von Grund aus, von der sozialen Fürsorge? Was vom Eingemeindungswesen? Und dann: Wenn der Jurist auch nicht selbst den Rathhausbau ausführen, die technische Gestaltung der Klärbedenanlage bestimmen, Dies vielmehr dem Techniker überlassen muß, so geht solcher ausführenden Thätigkeit eine noch wichtigere und schwierigere voraus, nämlich das Erkennen der Nothwendigkeit aller dieser Unternehmungen, ihre Begründung und Finanzierung, die Errechnung ihres wirtschaftlichen und finanziellen Werthes. Das kann nur Jemand, der einen klaren Ueberblick über die gesammte wirtschaftliche Lage seiner Kommune hat. Frage: Hat diesen Ueberblick jeder Jurist? Antwort: Nein. Nur der tüchtige und in der Verwaltung erfahrene. Die Erfahrung kann sich der Techniker allerdings auch aneignen. Sie reicht aber nicht zu wenn ihr nicht die juristische Vorbildung zu Hilfe kommt. Das Wesen der Stadtverwaltungen beherrscht nur Einer, der juristisch vor- und durchgebildet ist; jeder Athemzug, den die Kommunen thun, ist von juristischer Bedeutung, jede Bewegung ist „rechtserheblich“, erfordert die sichere Direktive eines Juristen. Und wenn es heute modern geworden ist, dem Juristen Alles abzusprechen, sogar seine Rechtskenntniß, so muß Dem gegenüber betont werden, daß die logische Durchbildung, die eine unerläßliche Nothwendigkeit für die Thätigkeit in der Verwaltung ist, in der Regel nur zwei Berufsgemeinschaften eignet: den Mathematikern und den Juristen.

Wäre es richtig, daß der Techniker an die Spitze gehört, so ergäbe sich die weitere Frage: Welcher Techniker? Was versteht der Maschineningenieur vom Hochbau? Der Tiefbauer von der Maschinenkunde? Und wäre es richtig, daß gerade an die Spitze von Industriestädten der Ingenieur gehört, dann gehört an die Spitze einer noch viel Ackerbau treibenden Stadt ein Ackerbauer, an die Spitze von Städten mit Schuhindustrie ein Schuster, an die Spitze von Städten, deren ganze Bedeutung in der Universität liegt, entweder ein Professor oder ein Zimmervermietther oder ein Gastwirth.

Einen anderen Fehler macht der Verfasser, indem er die angebliche Bedeutungslosigkeit der Techniker in rein technischen Dingen der juristischen Verwaltungsspitze zuschiebt. Nein: auch der technische Bürgermeister ist nur unus ex multis. Auch er kann von den nicht technischen Magistratsmitgliedern oder (im Gebiete der rheinischen Städteordnung) von den Stadtverordneten niedergestimmt werden. Verantwortlich für die angeblichen technischen Fehler ist also nicht der juristische Bürgermeister, sondern das Kollegialsystem. Immerhin möchte ich aber

die juristisch geleitete Stadtverwaltung sehen, die gegen das übereinstimmende Votum ihrer Techniker technische Aufgaben zu lösen sucht. Die Techniker, die sich in technischen Dingen nicht durchzusehen vermögen, müssen miserable Musikanten sein.

Das Gleichniß des Panamakanalbaues ist verständlich. Das ist eine rein technische Angelegenheit; und die werden selbst in den Städten, deren juristische Bürgermeister unter Elektrizitätszählern Menschen verstehen, von Technikern bearbeitet. Schief ist auch der Vergleich mit großen Finanz- und Industrieunternehmungen. Die einen haben rein kaufmännische Aufgaben, die anderen technische und kaufmännische Ziele, die einen Fachmann fordern. Manche Finanz- und Industrieunternehmungen werden aber sehr gut von Juristen geleitet, natürlich von Juristen, die sich über das bloße Rechtsfinden erhoben haben, doch wegen ihrer Rechtskenntniß und logischen Durchbildung dem Kurfachmann vorgezogen werden. Jedenfalls sind aber die Städte nicht Handels- oder Industrieunternehmungen. Die Aufgaben der Stadtverwaltungen, die den Bürgern keine Dividenden abzuwerfen, sondern für die Wohlfahrt der Stadtgenossen nach jeder Richtung zu sorgen haben, besitzen keine Gemeinschaft mit den Finanzanstalten, die das ihnen anvertraute Geld im scharfen Konkurrenzkampf mit anderen Unternehmungen zu möglichst hohem Zins verwerthen sollen. Damit erledigt sich auch die Forderung nach dem kaufmännischen Bürgermeister. So weit einzelne Betriebe der Stadt der kaufmännischen Erfahrung bedürfen, steht sie in der Person kaufmännischer Stadträthe und Stadtverordneten zur Verfügung.

Die Leistung einiger juristischen Bürgermeister will der Herr Verfasser in einer Aufwallung der Gerechtigkeit und des Wohlwollens nicht leugnen, wofür ihm die Adickes, Marg, Bender sicher dankbar sind. Ich möchte aber den Herrn Verfasser noch freundlicher stimmen, indem ich ihm den Aufschwung unserer Städte unter juristischer Leitung ins Bewußtsein rufe und ihn auf die grandiosen technischen Schöpfungen der Städte insbesondere hinweise, die sich, ungestört durch juristische Ingerenz, wohl aber gefördert durch der Juristen Verwaltungskunst, in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben.

Wir scheint es nun an der Zeit, daß die Juristen gegen all die Angriffe, all den Zweifel an ihrer Schaffenskraft, an ihrer Eignung und Befähigung auch außerhalb des Gesetzbereiches sich zur Wehr sehen. Der Versuch, sie aus den Verwaltungen zu drängen, in die sie aus Gründen des öffentlichen Interesses, und zwar in leitende Stellungen, gehören, hat oft das einzige Motiv der begreiflichen und durchaus nicht zu verurtheilenden Begehrlichkeit nach der ergiebigen Brotstelle. Diese aber braucht sich der Jurist nicht nehmen zu lassen, so lange die bessere oder auch nur gleiche Eignung Anderer für diesen Beruf nicht erwiesen ist.

Frankfurt a. M.

Maailtratsyndikus L a n a e r.

MURATTI Cigarettes

Manchester

Roeder-

Füllhalter

der Beste der Gegenwart.

Form und Ausführung der 14 kar. Gold-
füllern entsprechen unserer bekannten



Bremer Börsefeder an
N. 1.-aufwärts, Erprob. System

Garantie
für unbedingte
Zuverlässigkeit.

Verlangen Sie
Spezial-Prospekt
direkt von der
Fabrik Berlin
S. 48.



Einheitspreis für

Damen und Herren M. 12.50

Luxus-Ausführung... M. 16.50

Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuges. m. b. H., Berlin

Zentrale: Berlin W 8, Friedrichstrasse 132



GALERIE HELBING, MÜNCHEN
Hervorragende Kunstauktion

Mittwoch, den 12. März 1913:

Kollektion Francis M. Baer, London
WERTVOLLE PORZELLANE

in erster Linie

Harlekin- und Kolombinenfiguren

der Manufakturen Meissen, Höchst, Nymphenburg,
Frankenthal, Fulda, Ludwigsburg, Wien, Gera etc.

Katalog mit 64 Abbildungen, Preis M. 4.—, sowie jede nähere Auskunft durch
HUGO HELBING, München, Wagnmüller-Str. 15.



LÖWEN - BIERE

:: sind auf der Höhe! ::

Jahresumsatz: 1902/03 ca. 43 000 hl.
1911/12 ca. 300 000 hl.

Export nach allen Weltteilen.

Löwen-Urgold :: in Kannen ::
Siphons, Flaschen

überall käuflich

oder Fernspr. Norden 10 370 - 10 672.

Löwen-Brauerei A.-G.

Berlin N.


 Theater- und Vergnügungs-Anzeigen
 
Metropol-Theater.
**Chauffeur —
ins Metropol!!**

Grosse Jahresrevue mit Gesang u. Tanz in
10 Bildern v. Jul. Freund.
Anfang 8 Uhr. Haseben gestaltet.

**THEATER
AM
NOLLENDORFPLATZ**

Abends 8 Uhr:

**Die
Studenten-Gräfin.**
Thalia-Theater

8 Uhr. 8 Uhr.
Dresdenerstr. 72/73. — Tel.: Amt Mpl. 1113.

Puppchen

Fassen-Noviät von J. Kren u. C. Kraatz.
Gesangstexte von Alfr. Schönfeld,
Musik von Jean Gilbert.

Kurfürsten-Oper.

Nürnberger Strasse 70-71.
Sonnabend, den 1. März:

**PREMIÈRE:
TOTO.**
**Gebirg
Herrnfeld
Theater**

Die Novitäten

**Die Alpenbrüder
und
Wüstenmoral.**
Kleines Theater.

Allabendlich 8 Uhr:

Professor Bernhardi.
„MOULIN ROUGE“

63a Jäger-Strasse 63a.

Vollständig renoviert.

Täglich: Reunion!

**Neu! Ballorchester Neu!
Litschauer aus Wien.**
RICHE Unter den
Linden 27
Weinrestaurant und Bar
Die ganze Nacht geöffnet!

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Vornehmes Café der Residenz
Kalte und warme Küche.

In jedem Geschäft
gibt es eine
Osloßbrönn-Schlafmünder

angeführt werden.
Solltet, geschwezt
Luttenmünder

Die Qualität ist unverwundbar!

Eden Hôtel

BERLIN W., Kurfürstendamm 246/247

Am Zoologischen Garten

Inh. Rfr. Walterspiel, Besitzer d. Restaurant Hiller, Unter den Linden

Grösster Komfort

5 Uhr-TEE ☞ Restaurant ☞ Terrasse

Café Eden Im neuen Eden Hotel
Luxuriöse Ausstattung

Fertige Tagesplatten aus der **Französ. Küche**

Pilsener Urquell ♦ Tucher ♦ American Drinks

Eigene Konditorei

Der treueste Freund im Karneval.

Es war auf dem Markusplatz zu Venedig, die Fremden drängten sich in dichten Scharen um die Abfütterung der Tauben; wir saßen auf der Terrasse des Café Florian und warteten der kommenden Maskenscherze, die die nächsten Stunden des heurigen Faschings bringen sollten. Einer aus unserer Gesellschaft, ein heftiger Misanthrop, erzählte uns in glühenden Tönen von dem sprühenden Leben der Venetianer, scheinbar hatte er gerade die letzte Novelle von Thomas Mann gelesen: „Der Tod in Venedig“. Er behauptete, daß die feurigen Geister am Rialto niemals eines belebenden Trunkes aus der Champagne bedürfen wie unsere lieben schwerfälligen Deutschen, die erst aufstauen, wenn sie eine halbe Flasche Sekt im Leibe haben, wie der Altreichskanzler einmal im Reichstage sagte. Nun: die folgenden Stunden, die wir mit solchen vermeintlich schwerfälligen Deutschen am venetianischen Karneval und einige Tage später im großen Tanzsaal des Grand Hotel in Sankt Moritz, dann nachher auf dem Kaufmannskasino in München erleben durften, haben meinen Freund, den Misanthropen, glänzend widerlegt. Überall, wohin wir kamen: war's Venedig oder Nizza, Monte Carlo oder Sankt Moritz, München oder Mainz, blühte der Karneval unter dem Zeichen des Sektens, nicht nur im lieben Deutschland; überall, wohin ich kam auf unserer Faschingsreise, lernte ich die Eingeborenen der gebildeten Stände bis auf Herz und Nieren kennen. Sie ergaben sich mir und meinem Forschertrieb niemals unbedingt, erst wenn zwischen uns die allen Nationen zum Auftrieb notwendige Flasche Feist Sekt zwischen uns stand. Und wenn man später eine Geschichte des Vergnügens in Europa, eine Geschichte der Lust zu schreiben versucht, kann man unmöglich an dem Anteil des Feisttrausches oder sagen wir besser, wenn wir an unsere holden Schönen denken, eines süßen Feistspines vorübergehen.

Theater- und Vergnügungs-Anzeigen



— LETZTE WOCHE! —

La belle Jonia

in ihrem Illusionsakt.

MalaguenitaSpanische
Tänzerin**Fred Marion**Instrumental-
Imitator

und eine Auslese

hervorragender Kunstkräfte!


3 Ärzte
Physik diätet.
Behandlung
Gute
Heilerfolge
Prospekte frei

Für Kranke und Gesunde
essensfähig. Es bildet ge-
sundes Blut, Serum, Mus-
keln, Haare, Nägel, Haut,
Häutchen, Prost. gras. Preis:
a Bilo M. 4.30, 1/2 Bilo
8.2.00. Probedose M. 1.50.
In Apotheken durch Apotheker, Drogerien etc. oder durch
Bilz' Sanatorium, Dresden-Radebeul.**Admiralspalast**

am Bahnhof Friedrichstrasse

Eis-Arena Admirals-BadAllabendlich:
Kunstlauf-Produktionen
Tag und Nacht
:: geöffnet ::**Prunkvolle Eis-Ballets**
Luxus-Bäder**Admirals-Theater**
viels abwechslungs-
reiches Programm.**Zirkus Busch.**

Abends 7 1/2 Uhr:

U. A.

Der mysteriöse Deckenläufer
ferner**Mr. J. Hullers**
Kopfturz durch die Tischplatte.**Die grosse Prunkpantomime**
„Sevilla“

in sechs glänzenden Akten.

Fledermaus

Unter den Linden 14 .: Unter den Linden 14

Vornehmstes Vergnügungs-Etablissement der Residenz

Französische und Wiener Küche .: 2 Wiener Kapellen

Geöffnet ab 10 Uhr abends**Metropol-Palast**

Behrenstrasse 53/54

Palais de danse Pavillon Mascotte

Täglich:

Reunion

Prachtrestaurant

::: Die ganze Nacht geöffnet :::

Metropol-Palast — **Metropol-Palast**

Anfang 8 Uhr.

Jeden Monat **neues** Programm.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,20 Mk.

Reiseführer

BADEN-BADEN ■ Grand Hôtel Bellevue

Lichtenthaler Allee, grösster eig. Park; 32 Zimmer mit Bad; Garage, Omnibus; illustrierte Prospekte. Bes.: Rud. Saur.

Dresden - Hotel Bellevue

Weitbekanntes vornehmes Haus mit allen zeitgemässen Neuerungen.

Düsseldorf Parkhotel

1. Familienhotel d. Stadt, in vornehmst. ruhigst. Lage am Hofgarten. 1912 d. Neubau deut. vergrössert. Gr. Konferenz- u. Festsaal. Dir. F. C. Eisenmenger.

Köln - Savoy-Hôtel am Dom, erstes Familien-Hôtel.

Neu: Grillroom und Hôtelbar.

Köln : Hôtel Continental am Dom

1912 umgeaut. Zimmer m. Bad.

Köln am Rhein Monopol-Hotel

Ersten Ranges. Am Bahnhof und Dom. Zimmer von 3,50 Mark an. Mit Privatbad von 7 Mark an.

Luzern Hotel Schweizerhof GRÖSSTEN moderner Komfort.

Besitzer: Gebrüder Hauser.

München Hôtel „Marienbad“ Einziges Garten-hôtel Münchens. Vornehme, völlig ruhige Lage. dar. f. geistige Arbeiter geeign. Grösst. Komfort.

Salzburg - Hotel Pitter

Familienhaus I. Ranges. — Frei gelegen, in der Nähe sämtlicher Bahnhöfe und elektrischer Verbindungen. — Neuzeitige Einrichtungen.

STRASSBURG i. E. ERSTEN RANGES

Palast-Hotel Rotes Haus Prächtiger Neubau :: Ruhige, schönste Lage

— AUTO-GARAGE —

Strassburg i. E. Restaurant Sorg

Das vornehmste Wein-Restaurant der Stadt.

Wiesbaden ■ Der Nassauerhof, hochvornehmes Hotel in freier bevorzugter Lage gegenüb. Kurpark, Kurhaus, Theater, 2 Badhäuser mit direkt eig. Kochbrunnenzufluß. 100 Wohnung. u. Zimmer mit Bad. Zander-Institut.

Wiesbaden - Hôtel Aegir I. Ranges. Neben Kurhaus und Hoftheater. Renoviert. Theaterbäder in jeder Etage. Neuer Besitzer

Bibel der Hölle

„Das tollste Buch der Weltliteratur“ etc. nennt die Presse d. l. deutsche Ausgabe v.

Der Hexenhammer

verf. v. Jac. Sprenger u. Heiar. Institoris. 1489 latein. erschienen. 3 Bde. 706 Seiten, br. 20 M., geb. 24 M. Einzeln käuf. I. 6 M., geb. 7,25 M., II. 8 M., geb. 9,75 M., III. 6 M., geb. 7,25 M.

„Tollste Ausgeburt menschl. Wahnwitzes, menschl. Grausamkeit! Nichts Tolleres als diese Erzählungen v. Hexen, Teufel u. Aberglaub! Und doch ein erstklassiges Kulturdokument!“

Ausführl. Verzeichnisse von kultur- und sittengeschichtl. Werken gratis freo.

H. Barsdorf, Berlin W. 30,
Barbarossastr. 21 II.

Dr. Möllers Sanatorium Priesen-Goschütz	Diätet. Kuren nach Schroth	herzliche Lage
		(Dürks-Heilort) Lidron-Krankh. Drugs, a. frisch (frei)
Abteilung I, Minderbemitdte: pro Tag 5 Mk.		

Zehlendorf-West bei Berlin
Wald-Sanatorium Dr. Hauffe
 ? Preisliche Leitung der Kur
 Ruhiger Landaufenthalt

**Licht-
Spiele**

Mozart-Saal

**Der neue Spielplan
dieser Woche**

.... Beginn 6 Uhr
 Jeden Freitag
Premiere

Hollendorfsplatz

Grill-Room Berlin W., Motzstr. 22
 Inhaber: Paul Ostermann

Vornehmstes Unter-
 haltungs-Restaurant
 - - in Berlin W. - - „Pompadour“

BOARDING-PALAST
 BERLIN

Kurfürstendamm 193 - 194
 IM ZENTRUM DES WESTENS

Familien-Hotel und Hotel allerersten Ranges

Mäßige Preise. 600 Zimmer mit Privatbad, eingeteilt in größere und kleinere abgeschlossene Wohnungen und Einzelzimmer mit laufendem kalten und warmen Wasser. Prospekt mit Zimmerplan und Preisen gratis und franko.

G. SCHWEIMLER, Generaldirektor
 Hotellieferant Sr. Maj. des Kaisers und Königs

Telegramm - Adresse:
BOARDING BERLIN



Priessnitz-Sanatorium

Gräfenberg (Oesterr.-Schlesien)

630 m ü. M.

Eröffnet 1911. Für innere und Nervenkranken. Physikal.-diät. Heilverfahren
Ganzjährig geöffnet.

Chefarzt Sanitätsrat Dr. Rudolf Hatschek.

Dr. Rosell

Ballenstedt-Harz Sanatorium

für Herzleiden, Adernverkalkung, Verdauungs- und Nieren-
krankheiten, Frauenleiden, Fettsucht, Zuckerruhr, Katarrhe,
Rheuma, Asthma, Nervöse und Erholungsbedürftige.

Diätische Anstalt mit neuerbautem höchsten Vollendung und Vollständigkeit. Näheres durch Prospekte.

herrliche
Lage.

100 Betten, Zentralheizg., elektr. Licht, Fahrstuhl.
Stets geöffnet. Besuch aus den besten Kreisen.

herrliches
Klima.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
22/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee.

Tempelhofer Feld

In den neu erbauten, asphaltierten Strassen sind zurzeit eine grössere Anzahl Häuser mit herrschaftlichen Wohnungen von 4-7 Zimmern fertiggestellt und sofort zu beziehen. Die Häuser haben Zentralheizung, Warmwasserbereitung, elektrisches Licht, Fahrstuhl etc. Einige Häuser sind auch mit moderner Ofenheizung ausgestattet. Sämtliche Wohnungen sind mit reichlichem Nebengelass versehen. Die Häuser entsprechen in ihrem Ausbau den besten Bauten des Westens. Die Hauptstrassen sind durch elektrische Hogenlampen beleuchtet.

Die Verbindung ist die denkbar beste. Sechs Strassenbahnen fahren nach allen Teilen der Stadt und zwar die Linien 70, 73, 95 E, 99, 35 und 44. Die Fahrzeiten betragen vom Eingang des Tempelhofer Feldes

- nach dem Halleschen Tor ca. 7 Minuten,
- der Leipziger Ecke Charlottenstrasse ca. 15 Minuten,
- der Ritterstrasse-Moritzplatz ca. 15 Minuten,
- dem Dönhoffplatz ca. 15 Minuten.

Eine neue Linie wird voraussichtlich im Frühjahr dieses Jahres eröffnet und führt von der Dreibundstrasse, Ecke Katzbecks-Passage, in weniger als 15 Minuten zum Potsdamer Platz.

Die untere Hälfte des Parkringes, welcher mit reichlichen Spielplätzen und einem grösseren Teich, der im Sommer zum Bootfahren und im Winter als Eisbahn dient, versehen wird, ist zum Teil bereits fertiggestellt und wird im Frühjahr dem Verkehr übergeben.

Auskünfte über die zum 1. April d. J. zu vermietenden Wohnungen werden im Mietsbureau am Eingang des Tempelhofer Feldes, Ecke Dreibundstrasse u. Hohenzollernkorso, Telefon Amt Tempelhof 627, und in den Häusern erteilt. Den Wünschen der Mieter bezüglich Anschluss von Waschtolletten an die Warm- und Kaltwasserleitungen, bezüglich der Auswahl der Tapeten wird im bereitwilligster Weise Rechnung getragen.

Preußische Pfandbrief-Bank.

Bilanz pro 1912.

Aktiva.		M.	pf
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Pfandbriefe		345 038 029	74
Hypotheken zur Deckung für Hypotheken-Certifikate		3 207 700	—
Freie Hypotheken		2 677 243	98
Kommunal-Darlehen zur Deckung für Kommunal-Obligationsen		90 692 565	76
Kleinbahnen-Darlehen zur Deckung für Kleinbahnen-Obligationsen		7 311 288	09
Bestand eigener Emissionen		2 247 747	—
Kassen-Bestand		1 722 836	51
Anlage in inländischen Staats-Anleihen		1 985 072	—
Wechsel, davon M. 1 987 230,30 erste Bankakzepte		2 116 152	—
Guthaben bei Banken und Bankhäusern gegen Effekten		6 896 000	—
Guthaben bei Banken gemäß § 3 des Hypotheken-Bankges.		7 000 000	—
Bestand an verlosenen Effekten, Coupons und Sorten		204 842	—
Debitoren, davon M. 1 668 532,31 gegen Effekten-Deckung und M. 85 036,37 inzwischen beglichen		2 025 207	54
Zinsen fällig am 2. Januar 1912		3 096 448	91
Zinsen rückständig aus dem Jahre 1912		19 650 007	—
Verwaltungskosten-Beiträge fällig am 2. Januar 1912		17 10 50	—
Verwaltungskosten-Beiträge rückständig aus dem Jahre 1912		398 12	—
Bankgebäude Volstraße 1		1 600 000	—
Inventar		100	—
		117 458 513	94
Passiva.			
Aktien-Kapital		24 000 000	—
Reserven exkl. des Vortrages von M. 251 160,62:			
Kapital Reserve		4 024 954	25
Außerordentl. Reserve exkl. diesjähr. Zuweis. von M. 200 000,—		2 200 000	—
Agio-Reserve exkl. diesjähr. Zuweisung von M. 485 851,30		16 7 288	70
Disagio-Reserve		1 35 954	14
Provisionsreserve exkl. diesjähr. Zuweisung von M. 207 124,25		543 580	15
Reserve für besondere Bedürfnisse exkl. diesjähriger Zuweisung von M. 150 000,— für Talonsteuer		724 716	11
Pensions-Reserve exkl. die-jähr. Zuweisung von M. 100 000,—		4 95 204	15
Hypotheken-Pfandbriefe zum Zinsfuß von 4%		270 871 500	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ 3 1/2 %		75 963 040	—
Hypotheken-Pfandbriefe „ „ 3 1/2 %		44 9 4 300	—
Hypotheken Certifikate „ „ 4 %		1 06 100	—
Hypotheken-Certifikate „ „ 3 1/2 %		2 262 600	—
Kommunal-Obligationsen „ „ 4 %		63 158 600	—
Kommunal-Obligationsen „ „ 3 1/2 %		4 47 1 900	—
Kommunal-Obligationsen „ „ 3 1/2 %		16 232 100	—
Kleinbahnen-Obligationsen „ „ 4 %		4 958 000	—
Kleinbahnen-Obligationsen „ „ 3 1/2 %		352 5 00	—
Zinsen auf verlosene, abste Emissionspapiere		3 729 744	97
Gekündigte noch einzulösende Emissionspapiere		125 100	—
Kreditoren		3 030 819	25
Depositen		2 976 427	11
Nichterhobene Dividende		3 23	—
Berorathende Ausgaben für Reichsstempel		70 000	—
Reingewinn		3 64 018	91
		477 458 513	94

Berlin, den 31. Dezember 1912.

Preußische Pfandbrief-Bank

Dannenbaum. Gortan. Zimmermann.

Maschinenbauanstalt, Eisengießerei und Dampf-kesselfabrik H. Paucksch, Aktiengesellschaft.

Wir bringen hierdurch zur Kenntnis, daß die Frist zur Zusammenlegung der Aktien und Vorzugsaktien, sowie ferner die Frist zur Umwandlung der zusammengelegten Stammaktien in Vorzugsaktien durch Zuzahlung von **M 500.—** auf jede zusammengelegte Aktie **bis zum 24. Juni cr.**

verlängert ist.

Wir bitten die Aktien zwecks Zusammenlegung und behufs Zuzahlung bei der

Dresdner Bank, Berlin W., Behrenstraße 37 38

einzureichen.

Landsberg a. W., den 21. Februar 1913.

Der Vorstand. H. Paucksch. Stiller.

Disconto-Gesellschaft in Berlin.

Geschäfts-Bericht für das Jahr 1912.

Der seit mehreren Jahren ununterbrochen anhaltende Aufstieg der deutschen Volkswirtschaft hat auch im Jahre 1912 seinen Fortgang genommen, so daß die industrielle Produktion, der Außenhandel und die Güterbewegung auf Schiffen und Eisenbahnen die entsprechenden Leistungen der früheren Jahre erheblich übertreffen. Das Berichtsjahr zeichnet sich außerdem vorteilhaft durch eine befriedigende Ernte aus, die nicht nur an Getreide, sondern auch in Hackfrüchten und Futtermitteln sehr bedeutende Quantitäten lieferte. Die Landwirtschaft blickt daher auf ein ertragsreiches Jahr zurück. Die gesteigerte Kaufkraft der landwirtschaftlichen Bevölkerung wurde in einem stärkeren Verbrauch von Industrieartikeln erkennbar und kam den gewerblich tätigen Bevölkerungskreisen in reichem Maße zugute. Allerdings hat es auch nicht an Hemmnissen gefehlt, welche die in der guten Konjunktur gegebenen Gewinnmöglichkeiten nicht überall zu voller Entfaltung kommen ließen. Mehr oder weniger hat das Wirtschaftsleben aller Kulturvölker unter der Einwirkung der großen politischen Ereignisse des Jahres 1912 zu leiden gehabt. Die drei ersten Quartale des Jahres verliefen zwar verhältnismäßig ruhig, da weder die Wirren im chinesischen Reich noch der Verlauf des türkisch-italienischen Krieges den Weltfrieden bedrohten. Einen völlig anderen Charakter trug aber das vierte Quartal, das ganz unter dem Zeichen des Balkankrieges und der durch ihn hervorgerufenen Besorgnis vor Interessenkonflikten unter den Großmächten stand.

Reich an Aufregungen und Gefahren, brachte dieser letzte Teil des Jahres durch das Stocken der Erwerbstätigkeit und durch die Gefährdung der Geld- und Kreditverhältnisse in den Balkanländern den am Verkehr mit dem Orient beteiligten Kreisen in allen Ländern unmittelbar starke Verluste. Darüber hinaus wurden aber indirekt durch den Krieg die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Länder insofern geschädigt, als die lange dauernde Ungewißheit über die Aufrechterhaltung des Friedens zwischen den europäischen Großmächten die Unternehmungslust lähmte und vor allem eine heftige Erschütterung der Börsen und des Geldmarktes hervorrief. Indessen haben diese Schädigungen und Störungen doch nicht einen solchen Umfang gewonnen, daß die Hochkonjunktur in Gütererzeugung, Handel und Verkehr im ganzen durch sie eine wesentliche Abschwächung erfahren hätte.

Sehr empfindlich hat sich auf allen Wirtschaftsgebieten die zunehmende Verteuerung des Lebensunterhalts und aller zur Befriedigung der notwendigen Lebensbedürfnisse erforderlichen Gegenstände, namentlich des Fleisches, geltend gemacht. Sie hat in den kaufmännischen und industriellen Betrieben Teuerungszulagen und Lohnsteigerungen zur Folge gehabt, die, ebenso wie im vorigen Jahre, die Verwaltungskosten erhöhten und die Produktionsbedingungen verschlechterten. Auch wir haben uns aufs neue veranlaßt gesehen, den Angestellten mit geringerem Einkommen eine außerordentliche Geldbeihilfe zu gewähren. Allgemein ist die Beobachtung gemacht worden, daß der gewaltigen Zunahme quantitativer Leistungen und der vermehrten Arbeit auf allen Gebieten der Erwerbstätigkeit eine entsprechende Zunahme des Geschäftsgewinns nicht zur Seite geht. Es gehört zur Signatur der Zeit, daß der Nutzen an einzelnen Geschäft sich seit Jahren verringert und dieser relative Ausfall durch vermehrten Umsatz gedeckt werden muß. Diese Erwägung ändert nichts an der erfreulichen Feststellung, daß die absoluten Gewinnzahlen gestiegen sind und die gesteigerte Regsamkeit von Handel und Wandel eine erhebliche Zunahme des Volkvermögens auch im verflossenen Jahre bewirkt hat. Weniger als die meisten anderen Industrien hat das Textilgewerbe aus der Hochkonjunktur Nutzen ziehen können, weil sein Absatz nach den Balkanländern in den letzten Monaten ganz ins Stocken geriet und die Preissteigerung der Fabrikate mit derjenigen der Rohstoffe nicht gleichen Schritt hielt. In wirklich schlechter Lage hat sich nur ein freilich sehr wichtiger und ausgedehnter Erwerbszweig, das Bau- und Terraingeschäft, befinden, zum Teil infolge von Überproduktion an Gebäuden und verfehlten Spekulationen, zum Teil weil gerade Hausunternehmer und Hausbesitzer durch die zunehmende Vorsicht der Geldgeber bei Gewährung von Krediten, durch die neuere Gesetzgebung zum Schutz der Bauhandwerker und durch die verstärkte Besteuerung, insbesondere die Wertwachstumssteuer, sehr hart getroffen wurden.

Einen besonders kräftigen Aufschwung hat das deutsche Montan-gewerbe genommen. Der nur neun Tage währende Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet im März 1912 konnte die Kohlenindustrie kaum schädigen; dagegen hat der lange Streik der englischen Kohlenarbeiter und die zeitweilige Stockung des englischen Kohlenexports den deutschen Werken im Ruhrgebiet und auch in Oberschlesien neue Absatzgebiete im Inlande und im Auslande erschlossen, und zu Ende des Jahres war die Nachfrage so stark, daß die Rheinisch-Westfälische Kohlenyndikat auf jede Einschränkung der Beteiligungsziffer seiner Mitglieder verzichten konnte. Das im vorigen Jahre mit so großer Genugtuung begründete Vertragsverhältnis zwischen dem Bergfiskus und dem Syndikat ist vom preussischen Handelsminister wieder gekündigt worden, wodurch die auf Erneuerung des Kohlenyndikats gerichteten Verhandlungen vielleicht erschwert werden können. Auch die Braunkohlenindustrie hat sich kräftig entwickelt. Zwar ließ sich das Mitteldeutsche Braunkohlenyndikat, dessen Fortbestehen für das uns naheliegende Wirtschaftsgebiet von großer Bedeutung gewesen wäre, nicht aufrecht-erhalten, nachdem die historischen Grundlagen seiner Organisation sich für eine kraftvolle Betätigung hinderlich erwiesen und unter seinem Schutze sich eine große Anzahl jüngerer, im Syndikat nicht gebandener Werke entfaltet hatte. Der Absatz ist aber so flott und die Nachfrage so groß, daß die Preise bisher noch nicht erheblich durch Unterbietungen zu leiden gehabt haben. Für die Organisation der Eisenindustrie, die sich während des

ganzen Jahres, namentlich aber in seiner zweiten Hälfte, steigender Preise zu erfreuen hatte, war die am 1. Mai zustande gekommene Erneuerung des Stahlwerksverbandes ein wichtiges und erfreuliches Ereignis. Zu beklagen ist, daß der Verband nicht in dem früheren Umfang erneuert werden konnte, da wohl eine Einigung über die Syndizierung von Halbzeug, Eisenbahnerbaumaterial und Formeisen (Produkte A) erzielt wurde, die Kontingentierung der Produktion von Walzdraht, Stabeisen, Blechen, Röhren, Guß- und Schmiedestücken (Produkte B) aber fallen gelassen werden mußte. Der Bedarf an Eisen- und Stahlfabrikaten ist indessen während des ganzen Jahres so stark gewesen, daß fast alle Werke bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit beschäftigt waren und ein preisdrückendes Konkurrenzkampf bisher nicht eingetreten ist.

In der Kallindustrie hat der Absatz im Auslande eine befriedigende Steigerung erfahren. Ob es aber der Propagandatätigkeit des Syndikats in Zukunft gelingen wird, den Absatz in dem Maße zu heben, daß die jetzige Rentabilität des Kalibergbaus erhalten bleibt, auch nachdem die zahlreichen neuen Unternehmungen mit der Produktion begonnen haben, darf bezweifelt werden. Die von uns wiederholt betonten verderblichen Folgen des Kaligesetzes vom Jahre 1910, das geradezu einen Anreiz zur Gründung neuer Unternehmungen enthält, treten immer deutlicher in Erscheinung, je mehr wir uns dem Zeitpunkt nähern, zu dem der Beginn der Fördertätigkeit der neuen Werke erwartet wird. Auch die Reichsregierung verschließt sich nicht der Erkenntnis der aus dieser Sachlage entspringenden Gefahren für eine gedeihliche Entwicklung der Kallindustrie und will nun durch eine Novelle zum Kaligesetz jenen Gefahren zu begegnen suchen. Es ist zu wünschen, daß dies in einer Weise geschieht, daß der durch unbillige Schachtbaosten bewirkten Vergeudung des Nationalvermögens ein fester Riegel vorgeschoben wird.

Die allgemeine Teuerung hat sich auch auf die Geldleihsätze erstreckt. Der durchschnittliche Berliner Privatskontokorrentsatz betrug 4,21 % (gegen 3,49 % im Vorjahre), der durchschnittliche Reichsbankdiskont 4,95 % (gegen 4,38 % im Vorjahre). Hatte bisher regelmäßig zu Beginn des Jahres eine Ermäßigung des Bankdiskonts stattgefunden, so blieb sie im Berichtsjahre aus. Erst am 12. Juni wurde der Bankdiskont auf $4\frac{1}{2}$ % herabgesetzt. Als der Ausbruch des Balkankrieges und die Besorgnis vor einem Weltkriege zu einer abnormen Versteifung des Geldmarktes führten, wurde der Bankdiskont am 24. Oktober auf 5 % und am 14. November auf 6 % hinaufgesetzt, nachdem die Bank von England und die Bank von Frankreich mit Zinserhöhungen bereits vorausgegangen waren. Trotz der die Inanspruchnahme in allen früheren Jahren übersteigenden Belastung der Reichsbank beim Jahresschluß sind aber eine weitere Diskonterhöhung nicht statt, so daß der Satz von 6 % über den Jahreschluß hinaus bestehen blieb; allerdings hat auch seit Beginn des Jahres 1913 noch keine Ermäßigung eintreten können.

Obgleich die auf Stärkung des Goldvorrats gerichteten Bemühungen des Reichsbankdirektoriums in den ersten zehn Monaten von Erfolg waren, und nur in den beiden letzten Monaten unter dem Einfluß der internationalen Anspannung des Geldmarktes der Goldbestand unter den Betrag des vorjährigen zurückging, so besteht doch immer ein Mißverhältnis zwischen der zunehmenden Inanspruchnahme der Reichsbank an den Quartaltterminen und der Metalldeckung des Notenumlaufes. Die Frage, wie den legitimen Kreditbedürfnissen der Landwirtschaft, des Handels und der Industrie genügt werden kann, ohne die Reichsbank zu dessen Prüfung erheischt und im Zusammenhang mit der Frage nach den geeigneten Mitteln zur Stärkung des Goldbestandes der Reichsbank im Mittelpunkt der Erörterungen des vierten, in München abgehaltenen Bankiertages standen hat. Auch die Vereinigung Berliner Banken und Bankiers wie der Centralverband des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes sind bemüht, eine ganz Deutschland umfassende Verständigung herbeizuführen, die eine liquider Gestaltung der deutschen Geldwirtschaft zum Ziele hat. Zu diesem Zwecke wird vor allem eine vorsichtiger, die Gesamtlage der Volkswirtschaft berücksichtigende Kreditpolitik angestrebt, die zu einer Vermehrung der Kassenbestände, gleichzeitig aber auch zu einer Verbesserung der im Bankgewerbe üblichen, durch den übermäßigen Wettbewerb der letzten Jahre stark gedrückten Konditionen führen soll. Wir hoffen, daß diese Verhandlungen von Erfolg sein werden. Schon jetzt hat die Bankwelt es sich angelegen sein lassen, die Bestrebungen der Reichsbank zu unterstützen, und es ist ihr auch von zuständiger Stelle das Zeugnis nicht versagt worden, daß zu der am Schluß des dritten Quartals ausgewiesenen Besserung des Reichsbankstatus im Vergleich zum entsprechenden Termin des Vorjahres die von den Banken geübte Zurückhaltung beigetragen habe. Wenn die Verhältnisse am Jahreschluß sich wieder ungünstiger gestalteten, so war das wesentlich in der allgemeinen politischen Lage begründet. Würden doch infolge der Kriegsfurcht dem Verkehr durch Rückforderung von Depositen und Spargeldern Hunderte von Millionen entzogen und der Geldmarkt dadurch in empfindlichster Weise eingengt. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß diese Zeit äußerster Anspannung überwinden werden konnte, ohne daß dem Lande am Jahreschluß die Last einer weiteren Erhöhung des offiziellen Zinssatzes auferlegt werden mußte.

Sehr schwierig gestalteten sich die wegen Uebernahme einer chinesischen Anleihe von der Sechsmächtegruppe geführten Verhandlungen. Bisher haben dieselben, teils wegen des Widerstandes, den China einer wirksamen Finanzkontrolle entgegensetzte, teils wegen der Verquickung dieser finanziellen Angelegenheit mit politischen Fragen, nicht zum Abschluß gebracht werden können.

Was das Emissionsgeschäft im Jahre 1912 betrifft, so halten sich die an den Markt gebrachten Beträge an neuen Effekten auf der Höhe des Vorjahres. Während die Emissionstätigkeit im ersten Semester außerordentlich reger war, wobei der industriellen Hochkonjunktur entsprechend die Emission von Industriepapieren im Vordergrund stand, schrumpfte sie im zweiten Semester infolge der Unsicherheit der Weltlage auf verhältnismäßig geringfügige Beträge zusammen. Für ausländische Effekten wurde der deutsche Markt während des ganzen Jahres nur in geringem Maße in Anspruch genommen; auch die Ausgabe

von Pfandbriefen betrug nur die Hälfte der vorjährigen. Dagegen war die Emission von deutschen Staats- und Kommunalanleihen doppelt so stark wie im Jahre 1911.

Das Börsengeschäft verlief während des ersten Semesters in den Grenzen eines ruhigen Verkehrs und erfährt im dritten Quartal durch lebhaftere Nachfrage nach einzelnen Papieren eine außerordentliche Steigerung. Diese Bewegung wurde aber Anfang Oktober durch die Balkanwirren jäh unterbrochen und die Börse wiederholt durch schwere Erschütterungen heimgesucht, die eine allgemeine Herabsetzung der Effektenkurse zur Folge hatten. Die dadurch hervorgerufene Depression hielt im Verein mit der erwähnten Geldtesierung die Unternehmungslust in engen Grenzen und wich erst kurz vor Jahreschluß einer lebhafteren Geschäftstätigkeit, als sich die politische Weltlage zu bessern schien. Immerhin darf gesagt werden, daß der Berliner Platz sich im Vergleich zu einzelnen Börsen des Auslandes in dieser kritischen Zeit gut behauptet hat, wie denn trotz schwerer Verluste, welche die plötzliche Wertverminderung der Effekten brachte, keine nennenswerten Insolvenzen an der Berliner Börse eingetreten sind.

Das Bankgewerbe weist befriedigende Resultate auf. War der Gewinn aus dem Emissionsgeschäft auch noch geringfügiger als im vorigen Jahre und erforderte die, wie oben erwähnt, gegen Ende des Jahres eingetretene starke Kurserniedrigung fast aller Effekten größere Abschreibungen, so ergab sich durch den ungewöhnlich hohen Stand der Geldhülse auf der andern Seite eine Besserung der Zins- und Diskont-Erträge.

Unsere Neubauten in Berlin und Bremen sind nunmehr vollendet. Das Bremer Gebäude ist bereits in Benutzung genommen, das Berliner wird binnen kurzem dem Gebrauch übergeben werden. Wir beantragen, aus dem Reingewinn 1 000 000 M. der Reserve für neu erworbene Immobilien und Neubauten zu überweisen.

Mit Rücksicht auf das am 1. Januar 1913 in Kraft getretene Versicherungsgesetz haben wir, wie schon im vorigen Geschäftsbericht erwähnt wurde, alle unsere Angestellten bei dem Beamtenversicherungsverein des Deutschen Bank- und Bankiergewerbes (A. G.) versichert. Diese Versicherung legt uns zwar höhere Opfer auf als die vom Gesetz verlangten, sichert aber den Beamten eine bessere Versorgung für sich und ihre Hinterbliebenen als die durch das Gesetz gewährleistet. In Ergänzung dieser Fürsorge beabsichtigen wir ferner alle Beamten in dem Gemäß der Wohlthätigen, welche die David Hansemannsche Pensionskasse ihren Mitgliedern über den Umfang der vorgedachten Versicherung hinaus gewährt.

Die uns durch diese Regelung unserer Beamtenfürsorge erwachsenen erheblichen Mehraufwendungen werden von uns unter den Verwaltungskosten verbucht und sind dem Betrage zuzurechnen, den wir in früherer Höhe der David Hansemannschen Pensionskasse aus dem Jahresgewinn zu überweisen wiederum beantragen. Unter den in der Bilanz ausgewiesenen Stiftungen zugunsten unserer Angestellten hat die Schoeller-Stiftung durch eine weitere hochhehrliche Zuwendung der Frau Geheimrat Schoeller einen namhaften Kapitalzuwachs erfahren.

Der Abschluß gestattet die Verteilung einer Dividende von 10 % auf das Kommanditkapital.

Der Brutto-Gewinn beläuft sich einschließlich des Gewinnvortrages aus 1911 von M. 1 375 903,04 auf	M. 89 768 745,63
Hievon sind abzusetzen die Verwaltungskosten, Steuern usw. mit	14 000 216,61
Von verbleibenden	M. 25 718 722,—
werden als Dividende von 10 % auf die Kommandit-Anteile, sowie als Gewinnbeteiligung der Geschäftsinhaber und Tantième des Aufsichtsrats verwendet	M. 27 930 812,10
der Reserve für neu erworbene Immobilien und Neubauten überwiesen	1 000 000,—
für Talonsteuer zurückgestellt	272 857,15
an die David Hansemannsche Pensionskasse für die Angestellten der Gesellschaft überwiesen	300 000,—
und auf neue Rechnung übertragen	1 200 023,76
	M. 25 718 722,—

Das Kommanditkapital mit 200 000 000 M., die Allgemeine Reserve mit 57 300 000 M. und die nach Art. 9 der Statuts gebildete Besondere Reserve mit 24 000 000 M. sind unverändert geblieben. Beide Reserven zusammen betragen 81 300 000 M.

Die Reserve für neu erworbene Immobilien und Neubauten ist durch vorstehende Ueberweisung auf 4 000 000 M. erhöht worden.

Die Pensionskasse wird durch die genannte Ueberweisung von 300 000 M. auf einen Bestand von 5 404 114,82 M. gebracht.

Das für die alle zwei Monate veröffentlichten Bilanzübersichten vereinbarte Bilanzschema haben wir auch unserem vorliegenden Jahresabschlusse zugrunde gelegt.

Im Wechselverkehr betragen der Umsatz 6 108 934 181,76 M. (1911: Mark 6 087 000 853,97), die Zahl der Wechsel 1 591 079 (1911: 1 489 083), der Durchschnittsbetrag eines Wechsels 3838,50 M. (1911: 4052,54 M.). Am 31. Dezember 1912 beliefen sich die Bestände an Wechseln auf 233 357 007,69 M. (1911: 190 829 061,24 M.).

Die Umsätze in unverzinslichen Schatzausweisungen sind in dem Wechselverkehr einbegriffen. — Im Kurswechselverkehr bestand die Anlage hauptsächlich in Wechseln auf London. — Der Netto-Ertrag aus dem Kurswechselverkehr nach Abzug der auf Zinsen-Konto übertragenen Zinsen belief sich auf 1 459 716,67 M. gegen 1 259 735,11 M. in 1911.

Der Verkehr in Wertpapieren, in dem auch die verzinslichen Schatzausweisungen des Reichs und der Bundesstaaten einbegriffen sind, im Kommissionsgeschäft, für Konsortial- und eigene Rechnung betrug 3 543 278 173,28 M. (1911: Mark 3 506 128 604,87), wovon auf die dem Effektenverkehr zugerechneten Coupons und ausländischen Noten ein Umsatz von 583 219 673,71 M. (1911: 565 157 199,63 M.) entfiel.

Der Ertrag aus dem Reportgeschäft, aus den eigenen Wertpapieren und aus Konsortialgeschäften stellt sich nach vorsichtiger Bewertung und nach Abzug der auf Zinsen-Konto übertragenen Zinsen auf 4 034 596,16 M. gegen 4 331 388,35 M. in 1911. — Außerdem erbit sich aus Coupons usw. ein Gewinn von 164 734,71 M. gegen 160 101,02 M. im Vorjahre. — Er betrug der Bestand an eigenen Wertpapieren 37 218 303,61 M. gegen 35 101 663,41 in 1911, an Konsortial-Beteiligungen 46 620 350,52 M. gegen 35 551 049,05 M. in 1911, zusammen 83 838 654,13 M. gegen 70 652 712,46 M. in 1911.

Der Bestand an verkauften, erst nach dem 31. Dezember 1912 abzuliefernden Wertpapieren (Reports) und Lombards gegen bürgungsfähige Wertpapiere betrug 110 386 457,63 M. gegen 129 442 867,57 M. im Vorjahre.

Die Otavi Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft hat in ihrem Geschäftsjahre 1. April 1911 bis 31. März 1912 die Ergebnisse des Vorjahres nicht voll erreicht, da die Lagerung der Kupfererze in Tsambe zeitweilig besondere Aufschubarbeiten erforderlich machte und die Erzkorven im Otavital sich milder ergiebig zeigten. Aus dem nach reichlichen Abschreibungen verbleibenden Reingewinn von 2 688 767,96 M. wurde eine Dividende von 6 M. auf die noch in Höhe von 30 M. validierenden Anteile verteilt, während 5 M. auf jeden Genescheim entfielen. Das laufende Jahr läßt ein befriedigendes Ergebnis erwarten.

Die Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft hat für 1911 eine Dividende von 6 % (gegen 6½ % im Vorjahre) auf die Aktien und 5 M. (gegen 7,50 M. im Vorjahre) auf jeden Genescheim verteilt. Das ungünstige Ergebnis ist auf die Nachwirkungen der Pest, schlechte Ernteverhältnisse, wiederholte Betriebsunterbrechungen durch Hochwasser, sowie die allmähliche Abnahme der Beausendungen der Tientsin-Pukow Eisenbahn zurückzuführen. Das Jahr 1912 zeigt eine erhebliche Steigerung des Verkehrs und eine Einnahme von schätzungsweise 4 245 552 Doll. gegen endgültig 3 511 106 Doll. im Jahre 1911. Die Mehleinnahmen sind auf die Rückkehr regelmäßiger Verhältnisse, den Verkehrszuwachs durch die inzwischen fertiggestellte Tientsin-Pukow Eisenbahn und auf die Zunahme der Kohlen-, Getreide-, Petroleum-, Bohnen- und Sammelgutsendungen zurückzuführen. Ueber die Höhe der der Generalversammlung vorzuschlagenden Dividende ist noch kein Beschluß gefaßt.

Die Schantung-Bergbau-Gesellschaft förderte in der Zeit vom 1. Januar bis 30. November 1912 521 351 Tonnen gegen 397 673 Tonnen im Vorjahre. Ihre Vereinigung mit der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, die im beiderseitigen Interesse lag, ist auf der Grundlage der Höhe ihres Vermögens als Ganzes gegen 5 400 000 M. neue, vom 1. Januar 1913 ab dividendenberechtigte Aktien dieser Gesellschaft in den Generalversammlungen beider Gesellschaften am 12. Februar 1913 beschlossen worden.

Schon im Jahre 1911 hatte sich eine erfreuliche Steigerung der Betriebseinnahmen der Großen Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft bemerkbar gemacht. Gefördert durch gute Ernten, namentlich in Kaffee bei hohen Preisen, und durch das Andauern der politischen Ruhe, während der Regierung besonders durch Vornahme von Wegbauten den sichtlichen Fortschritt des Landes unterstützte, hat die Steigerung auch im verfloffenen Jahre angehalten, so daß für dieses Jahr wiederum eine Dividende von 1½ % gezahlt werden kann.

Die Unternehmungen, an denen die Allgemeine Petroleum-Industrie-Aktiengesellschaft beteiligt ist, haben sich während ihres am 30. September 1912 abgelaufenen Geschäftsjahres betriebsmäßig entwickelt. Dies gilt insbesondere auch für die Deutsche Erdöl-Aktiengesellschaft. An den Verhandlungen zur Vorbereitung eines auf privatwirtschaftlicher Grundlage sich aufbauenden Petroleum-Monopols haben wir uns beteiligt, bis zu dem Zeitpunkte, wo sich zeigte, daß die von uns von Anfang an als notwendig bezeichneten Garantien für eine neutrale Leitung und Geschäftsführung der Gesellschaft nicht erhältlich waren. Die Frage der Einführung eines deutschen Petroleum-Monopols ist heute noch ungeklärt. Es ist abzuwarten, ob es gelingt, die von sachverständiger Seite erhobenen Bedenken zu beseitigen, welche sich gegen die Möglichkeit richten, Deutschland mit Leuchtöl in ausreichender Weise zu versorgen, ohne durch eine wesentliche Erhöhung der Preise die durch das Gesetz angestrebten Vorteile für den Konsumenten illusorisch zu machen. Auf die Ergebnisse der der Allgemeinen Petroleum-Industrie-Aktiengesellschaft nachstehenden Unternehmungen wird die Einführung des geplanten Monopols, soweit sich heute übersehen läßt, keine nachteilige Wirkung ausüben.

Die Zinkhütten- und Bergwerks-Aktiengesellschaft vorm. Dr. Lowitsch & Co. hat für das am 31. März 1912 zu Ende gehende Geschäftsjahr zum ersten Male eine Dividende ausschütten können und befindet sich in befriedigender Fortentwicklung. Das Unternehmen hat auch im Berichtsjahre seine Anlagen in Trabnitz erweitert und seine Bleihütte ausgebaut; sein Eintritt in die österreichische Zinkblechvereinigung hat dem Absatz eines wichtigen Fabrikats sichere Grundlagen geschaffen.

Die Entwicklung der Werschen-Weissenfelder Braunkohlen-Aktien-Gesellschaft hat dem beim Zusammenschluß mit der Waldauer Braunkohlen-Industrie-Aktiengesellschaft in Waldau und der Gewerkschaft Christoph-Friedrich zu Halle a. S. gehegten Erwartungen voll und entsprechend. Für das am 31. März 1912 abgelaufene Geschäftsjahr wurde eine Dividende von 11 % verteilt. Die Ergebnisse des bisher abgelaufenen Teils des Geschäftsjahres 1912/13 rechtfertigen die Erwartung eines günstigen Ertrages auch auf das erhöhte Gesellschaftskapital von 14 000 000 M., das wir im Berichtsjahre an der hiesigen Börse eingeführt haben.

Der Betrieb der Gewerkschaft Braunkohlenwerke Borna zu Borna bei Leipzig verlief regelmäßig; der Betriebsüberschuß des Jahres 1912 wird zur Deckung der Abschreibungen verwendet werden. Ein günstigeres Resultat ist nicht erzielt worden, weil in dem bis zum 31. März 1913 noch bestehenden Mitteldeutschen Braunkohlen-Syndikat die volle Leistungsfähigkeit der jetzt mit 16 Pressen ausgestatteten Anlage nach den Vereinbarungen mit dem Syndikat noch

nicht ausgenutzt werden konnte. Die vorzügliche Qualität seiner Kohle sichert dem Werke für die Zukunft einen schlanken Absatz und eine befriedigende Rentabilität auch nach Auflösung des Syndikats.

Die Filialen in London, Frankfurt a. M., Bremen, Mainz, Essen und Saarbrücken, die Zweigstellen in Wiesbaden, Höchst, Homburg v. d. H., Potsdam, Frankfurt a. O. und Offenbach a. M., sowie die Depositenkassen in Berlin nebst Vororten und in Frankfurt a. M. weisen befriedigende Ergebnisse auf. Die Zahl der Depositenklassen beträgt zurzeit in Berlin und Vororten 25 und in Frankfurt a. M. 4.

Die Norddeutsche Bank in Hamburg wird auf ihr in unserem Besitze befindliches Aktienkapital von 50 Millionen Mark für das Jahr 1912 eine Dividende von 10 % verteilen, die in unserer diesjährigen Gewinnrechnung erscheint. Der Gewinn aus der dauernden Beteiligung an anderen befreundeten Bankinstituten enthält die im Jahre 1912 vereinnahmten Dividenden für das Geschäftsjahr 1911, und zwar erzielten:

Allgemeine Deutsche Credit-Anstalt 9 %. — Süddeutsche Disconto-Gesellschaft A.-G. 6 %. — Bayerische Disconto- und Wechsel-Bank A.-G. 6 %. — Bank für Thüringen vorm. R. M. Strupp Aktiengesellschaft 8 %. — Stahl & Federer Aktiengesellschaft 6 %. — Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft A.-G. 7 %. — Barmer Bank-Verein Hainberg, Fischer & Comp. 6 1/2 %. — Magdeburger Bank-Verein 6 %. — Oberlausitzer Bank in Zittau 8 %. — Geestemünder Bank 3 %. — Deutsch-Asiatische Bank 5 %. — Brasilianische Bank für Deutschland 10 %. — Bank für Chile und Deutschland 6 %. — Deutsche Afrika-Bank Aktiengesellschaft 8 %. — Banca Generala Romana 10 %. — Banque de Crédit in Sofia 5 %. — Compagnie Commerciale Belge anciennement H. Albert de Bary & Co. in Antwerpen 6 % für die privilegierten Aktien, 10 % für die Stammaktien und 15 Fr. für jeden Genußschein sowie einen Bonus von 1 000 000 Fr. in privilegierten Aktien.

Auch für das Jahr 1912 dürfen wir ein günstiges Ergebnis dieser Beteiligungen erwarten, insbesondere hat das Erträgnis der Compagnie Commerciale Belge anciennement H. Albert de Bary & Co. in Antwerpen für das Jahr 1912 sich noch erfreulicher gestaltet, so daß neben der gleichen Dividende ein Bonus von 1 000 000 Franken in Bar zur Ausschüttung gelangt.

Die Summe der Beteiligungen an diesen Banken belief sich Ende 1912 auf 56 669 038,18 M. gegen 48 091 167,22 M. Ende 1911. Die auf sie für das Geschäftsjahr 1911 bzw. 1911/12 entfallenden und im Berichtsjahre vereinnahmten Dividenden betragen 3 098 126,43 M. gegen 2 768 195,— M. im Vorjahre.

Der Bestand der Einlagen auf provisionsfreier Rechnung betrug am Schlusse des Berichtsjahres 264 321 825,18 M. gegen 256 6 793 016,07 am Schlusse des Jahres 1911.

Der Kontokorrentverkehr ergab folgende Resultate:

	1912	1911
Debitoren am Schlusse des Jahres	M. 395 878 150,12	M. 404 995 881,69
Kreditoren am Schlusse des Jahres	" 310 192 719,84	" 312 118 967,01
Erwerbens Provision	" 10 019 345,56	" 9 830 448,37
Vorgütete Provision	" 810 686,67	" 294 348,18

Der Umschlag im gesamten Kontokorrentverkehr, einschließlich der Einlagen auf provisionsfreier Rechnung, betrug 53 333 716 566,19 M. gegen 54 880 738 144,58 M. im Jahre 1911.

Die Zahl der laufenden Rechnungen betrug am Schlusse des Jahres 1912 46 504 gegen 43 605 im Jahre 1911. Von diesen Rechnungen waren mit Effekten-Depot verbunden am Schlusse des Jahres 1912 24 892 gegen 22 817 im Jahre 1911.

Die in den Passiven aufgeführten Akzepte und Schecks betragen 238 826 030,28 gegen 230 140 397,87 M. im Jahre 1911.

Die Aval- und Bürgschaftsforderungen, denen der gleiche Betrag von Aval- und Bürgschaftsverpflichtungen gegenübersteht, beliefen sich am 31. Dezember 1912 auf 52 643 348,77 M. gegen 49 832 721,16 im Jahre 1911.

Diskont- und Zinsen-Konto ergaben einen Ertrag von 14 895 777,70 M. im Jahre 1912 gegen 13 091 953,80 im Jahre 1911.

Der Umschlag der Kassen betrug 23 963 315 644,10 M. gegen 24 412 209 075,16 Mark im Vorjahre, der Gesamtumschlag (von einer Seite des Hauptbuches) Mark 57 304 002 833,43 gegen 57 837 812 282,90 M. im Vorjahre.

Der Beteiligung von 50 000 000 M. an dem Kommandit-Kapital der Norddeutschen Bank in Hamburg steht ein Gesamtumsatz dieser Bank von Mark 21 097 440 430,18 von einer Seite des Hauptbuches gegen 19 044 528 225,60 M. im Vorjahre gegenüber. Dem Gesamt-Kapital der Disconto-Gesellschaft entspricht im Jahre 1912 also ein Gesamtumschlag von 78 401 443 263,61 M. von einer Seite des Hauptbuches gegen 76 882 341 508,60 im Vorjahre. Die von den beiden Instituten zusammen vereinnahmte Netto-Provision stellt sich auf 12 014 071,13 Mark gegen 11 271 000,43 M. im Vorjahre.

Berlin, im Februar 1913.

Direction der Disconto-Gesellschaft.

Die Geschäftsinhaber

Dr. Salomonsohn, Schinckel, Dr. Russell, Urbig, Dr. Solmssen,
Waller, Dr. Mosler.

Mitteldeutsche Privat-Bank, Aktiengesellschaft

Aktienkapital 60 000 000,— Mark. — Reserven ca. 8 000 000,— Mark.

MAGDEBURG — HAMBURG — DRESDEN — LEIPZIG.

Zweigniederlassungen bezw. Geschäftsstellen in

Aken a. E., Amei. E., Barby a. E., Bismark i. Alt., Burg b. M., Calbe a. S., Chemnitz, Dessau, Egeln, Eisenhütten, Eisenach, Eisleben, Erfurt, Finsterwalde N.-L., Frankenhäuser (Kyth.), Gardeligen, Genth n., Halberstadt, Halle a. S., Helmsiedt, Herßfeld, Hettstedt, Iversgehof a., Kamenz, Klotze i. Alt., Langensalza, Lommatsch, Meissen, Merseburg, Mühlhausen i. Th., Neuhaldeleben, Nordhausen, Oederan, Oscherleben, Osterburg i. A., Osterwieck a. H., Perleberg, Quedlinburg, Riesa, Salzwedel, Sangerhausen, Schönebeck a. E., Schöningen i. Br., Sebnitz, Sondershausen, Sondersfeld, Stollberg i. E., Tangerhütte, Tangermünde, Thale a. H., Torzow, Weimar, Wernigerode a. H., Wittenberg (Bez. Halb.), Wittenberge (Bez. Potsdam), Wolmirstedt (Bez. Magd.), Wurzen i. S., Zeitz, Kommandite i. Aschersleben.

Ausführung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Deutsche Hypothekenbank (Actien-Gesellschaft) Berlin.

Bilanz für 1912.

Aktiva.		M.	pf
Kassenbestand		528 888	31
Wechselbestand abzüglich 5% Diskont		2 104 168	70
Bestand an 4% Preuss. Schatzanweisungen u. 3% Rheinprov.-Obligat.		1 260 619	40
Guthaben bei Bankhäusern		4 065 000	—
Couponsbestand		113 961	08
Gekündigte Effekten		15 578	07
Fällige Hypotheken- u. Kommundarlehns-Zinsen (inkl. Rückst. M. 15 597,18)		2 94 775	80
Hypothekarische Anlagen abzüglich Amortisation		282 568 376	26
Davon als Pfandbriefunterlage bestimmt	M. 277 808 890,96		
von welchen als Pfandbriefdeckung	178 311,—		
nicht in Ansatz kommen.			
Kommundarleihen abzüglich Amortisation		28 500 141	05
Konto-Korrent-Debitoren		228 704	79
Lombardierte Hypotheken		250 000	—
Effekten des Beamten-Pensions-Fonds		847 400	—
Bankgebäude Dorotheenstr. 41		7500 0	—
Inventar		10	—
		521 376 713	87
Passiva.		M.	pf
Aktienkapital		18 000 000	—
Gesetzlicher Reservefonds		4 100 000	—
Reservefonds II (erhöht sich durch die diesjährige Ueberschuss auf M. 700 000,—)		600 000	—
Pfandbrief- und Kommundobligationen-Agiovortrag		1 943 891	29
Provisionsvortrag		750 000	—
Talonsteuer-Reserve (erhöht sich durch die diesjährige Ueberschuss auf M. 150 000,—)		100 000	—
Zinsenreserven		1 587 151	7
Hypothekupfandbriefe im Umlauf:			
3 1/2 %	M. 12 474 100,—		
3 3/4 %	9 911 100,—		
4 %	223 664 900,—		
4 1/2 %	19 674 800,—		
5 %	542 000,—		
		236 156 700	—
Kommundobligationen im Umlauf:			
3 1/2 %	M. 4 466 400,—		
3 3/4 %	1 486 500,—		
4 %	18 729 600,—		
		24 181 500	—
Verluste 5% Hypothekupfandbriefe		46 700	—
Konto-Korrent-Kreditoren		35 1169	51
Noch einzulösende fällige Pfandbrief- und Kommundobligations-Coupons		1 024 252	07
Noch nicht abgehobene Dividendscheine		558	—
Beamten-Pensions-Fonds		596 801	81
Beamten-Unterstützungs-Fonds		28 292	—
Gewinn- und Verlust-Konto		1 978 928	80
		521 376 713	87

Die auf 8 pCt. festgesetzte Dividende für das Jahr 1912 gelangt von heute ab mit M. 48,— für die Aktien über M. 600,— (No. 1 bis 15 000) und mit M. 96,— für die Aktien über M. 1200,— (No. 15 001 bis 22 000) an unserer Kasse, Dorotheenstr. 41, bei der Berliner Handels-Gesellschaft, der Commerz- und Disconto-Bank, der Direction der Disconto-Gesellschaft und der Nationalbank für Deutschland hier zur Auszahlung.

Berlin, den 17. Februar 1913,

Der Vorstand.

Emser Wasser

*Heilbewährt bei Katarren, Husten,
Heiserkeit, Verschleimung, Magen-
säure, Influenza u. Folgezustände.*

*Überall erhältlich in Apotheken, Drogen- und
Mineralwasser-Handlungen*



Preis: EINE Mark 80 Pfg.

Der Verleger bittet diejenigen Leser der „Zukunft“, die Paul Rohrbachs Buch vom „**Deutschen Gedanken in der Welt**“ noch nicht gelesen haben, sich dasselbe zur Prüfung in einer der besseren Buchhandlungen **zwanglos** vorlegen zu lassen. Man wird für diese Anregung wahrscheinlich dankbar sein.

PROSPEKT frei von Karl Robert Langewiesche in Düsseldorf.

Kronenberg & Co., Bankgeschäft.

Berlin NW. 7, Charlottenstr. 42. Telefon Amt I, No. 1408, 9925, 2940.
Telegramm-Adresse: Kronenbank-Berlin bzw. Berlin-Börse.

Besorgung aller bankgeschäftlichen Transaktionen.

Spezialabteilung für den An- und Verkauf von Aktien, Börsentiteln
und Obligationen der Rail-, Hölzer-, Erz- und Celluloseindustrie, sowie
Häuten ohne Börsennotiz.

An- und Verkauf von Effekten per Kasse, auf Zeit und auf Prämie.

NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUELSALZ



ist das allein echte Karlsbader

SALZ

Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Aufschlussreiche

Wirkungs-Unterschiede, vornehme seelisch-intime Zeugn. enth. d. Prospekt üb. ganz bestimmte Charakt.-Analys. Briefl., handschr. seit 20 Jahr. Für erwachte höh. Interessen-Gradef., „Flüchtiges“, sow. Nachn. u. Mark. unzulässig. P. Paul Liebe, Augsburg I, Z.-Pach.

Steuerberatung

In all Ihren
Steuersachen vertritt und berät
Sie fachmännisch
das Steuerkontor G. m. b. H.
Berlin SW. 11, Großbeerenstr. 85
Tel.: Amt Lützow 7365
Prospekt „D“ frei.

Angrenzend Schreiberhau. Bade- und Luft-Kurort

„Zackental“

Tel. 27. (Camphausen) Tel. 27.
Bahnhof: Warmbrunn - Schreiberhau.

Petersdorf im Riesengebirge (Bahnhofsstation)

Erholungsheim Hôtel Sanatorium

Neuzeitliche Einrichtungen. Waldreiche, windgeschützte, nebelfreie Höhenlage. Zentr. d. schönst. Ausflüge in Berg u. Tal. Luftbad, Übungsaapp., alle electr. (sehr billig, da eig. Electr.-Werk) u. Wasseranwendungen (ausschließlich kohlen-säurereicher Quellwasser). Zimmer mit Verpflegung von M. 6.— ab. Im Erholungsheim u. Hotel Zimmer mit Frühstück M. 4.— täglich.

Näch.: Camphausen, Berlin SW. 11.

Insertaten-Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung Alfred Welner Berlin SW. 68, Friedrichstrasse 207, Fernspr. Ztr. 8740
 — sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen —



Salem Aleikum

mit Hohlrundstück

Salem Gold

Gold-
mundstück

Cigaretten

Etwas für Sie!

№ 3 3/2 4
3 1/2 4 Hfg. d. Stück

№ 5 6 8 10
5 6 8 10 Hfg. d. Stück

Königsm - Qualitäten

Keine Ausstellung, nur Qualität.

*Oriental Tabak u. Cigaretten-
Fabrik Heroldse, Dresden.*

Luxus - Qualitäten

In Original Metall-Kartons von 20 Stück

*Ing. Hugo Zies, Fachlehrer
S. M. d. Königs u. Sachsen.*



Elektrische Heiz- u. Koch- Apparate



*Elektr. Handmassage Apparat
im Gebrauch*

Ausstellung der AEG
für Haushalt u. Werkstatt
Königgrätzerstr. 4